



Jacqueline Piguet

**Was eine
Frau vermag**

**Mütter gegen den Haß –
Das Leben
der Irène Laure**

Herder

Jacqueline Piguet

Was eine Frau vermag



Was eine Frau vermag

Mütter gegen den Haß –

*Das Leben der Irène Laure
erzählt von
Jacqueline Piguet*

Herder

Freiburg · Basel · Wien

Titel der französischen Originalausgabe:
Pour l'amour de demain
Irène Laure racontée par Jacqueline Piguet

© Editions de Caux, Diffusion Ouverture
CH-15052 Le Mont-sur-Lausanne 1985

Aus dem Französischen von
Fulvia Spoerri

Umschlagbild: Editions de Caux

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany
© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1986
Herstellung: Freiburger Graphische Betriebe 1986
ISBN 3-451-20599-8

Inhalt

7	Widerstand	1940–1944
11	Die Präfektur von Marseille	25. Mai 1944
14	Caux	September 1947
19	Cité Malesherbes	November 1947
25	Amerika	Dezember 1947 – November 1948
31	Le Touquet	Oktober–November 1948
35	Rückblende	geboren am 18. September 1898
42	Victor	
46	Deutschland	Januar–März 1949
52	Berlin	April 1949
56	Die Kapelle	1950
60	Kalkutta	März 1953
67	Tunesien	1953–1954
72	Frank	
78	Vietnam	1955
81	Mont Valérien	1959
85	Zaire – im Jahre Null	Juli–August 1960
93	Genossin Ima	
99	Pretoria	1974
103	Israel	1976
107	Die Zweihundertjahrfeier der Vereinigten Staaten	1976
111	Liverpool	1983
114	Frühling	1983

Widerstand

Es wird bedrohlich in der vertrauten Dunkelheit, feindselig, in diesem provenzialischen Land.

Irène Laure hat kaum Zeit, die Gefahr wahrzunehmen. Eine deutsche Patrouille umringt sie, Taschenlampen blenden ihre Augen. Befehle.

Sie bringt kein Wort heraus, zeigt nur ihre abgenutzte Schwesterntasche, die sie stets begleitet auf ihren nächtlichen Gängen für den Widerstand, denn sie betreut ein Netz von Krankenstationen. Aber die Tasche ist die Rechtfertigung für ihre nächtlichen Gänge, mit denen sie die Ausgangssperre der Nazi-Besatzung durchbricht.

„Wo sind Ihre Kranken? Los, führen Sie uns hin!“

Nichts Verbindliches ist an diesem Befehl. Ein Maschinengewehr stößt sie vorwärts.

Irène Laure, die eben von einem Versteck des Widerstandes außerhalb der Stadt kommt, kennt niemanden in dieser Gegend. Sie geht blindlings los. Die Patrouille folgt ihr auf dem Weg. Es könnte ein Weg in den Tod sein.

Angst haben? Nein, das gibt es bei ihr nicht.

Aber Wut haben, ja. Wut ist in ihr seit jenem schwarzen Tag im Mai 1940, als ihr Sohn Louis entsetzt in die Küche stürzte:

„Mama, die Deutschen sind in Paris!“

Damals meinte sie, einen Augenblick lang, verrückt zu werden.

Blitzartig wußte sie dann, daß sie selber niemals kapitu-

lieren wolle. So war sie im Widerstand, bevor es ihn überhaupt gab, bevor sie ahnen konnte, was diese Bereitschaft bedeuten werde. Ihre ganze Familie wird mitmachen müssen, einschließlich des kleinen Claude, der geheime Botschaften in Tablettenschachteln überbringen wird.

In dieser sternenlosen, dunklen Nacht bedauert sie nichts, auch wenn sie jetzt in einem Kugelhagel sterben müßte.

Rechts tauchen die Umrise einer Villa auf. Aufs Geratewohl zeigt Irène Laure auf das Haus. „Dorthin muß ich.“

Die Soldaten trommeln an die Tür, die von einer fremden Frau im Schlafrock, zitternd vor Angst, geöffnet wird. Bevor die Soldaten sie brutal ins Haus hineinstoßen, kann Irène Laure noch sagen: „Denen habe ich gesagt, daß ich zu Ihrer Kranken komme ...“

Ein kurzes Aufleuchten in den Augen der Frau, sie hat verstanden. Wortlos führt sie ihre „Besucher“ die Treppe hinauf. In einer kleinen Kammer, in der ein spärliches Nachtlicht brennt, liegt die Großmutter, und sie sieht krank aus! Sie ist so offensichtlich krank, daß der Soldat, wütend über sich und diese Situation Irène Laure gegen das Bett wirft. Die Patrouille geht.

Im Morgengrauen kehrt Irène Laure ohne Zwischenfälle nach Hause zurück. Sie weiß, daß sie ihre gefährlichen Wanderungen bei nächster Gelegenheit wieder aufnehmen wird.

Die Gefahr lauert nicht nur auf den Straßen. Ebenso kann es sie im Wohnblock der Laures, in Aubagne, geben: Eines Nachts fährt Irène Laure aus dem Schlaf auf. Draußen hört man Lastwagen, Soldaten, Hunde.

„Jetzt haben sie uns erwischt!“ Im Keller sind zwei Widerstandskämpfer versteckt, die die Hunde rasch aufspüren werden. Ohne zu überlegen, greift sie ein Paket DDT, das mit dem letzten Fallschirmabwurf wie vom Himmel ge-

sandt kam, stürzt vor die Kellertür und streut das Pulver über die Schwelle. Von ihren Hunden gezogen, sind die Deutschen schon im Haus. Die Hunde gehen bis zum Keller, aber weiter nicht. Starr steht Irène Laure vor den Soldaten, ihre stahlblauen Augen bohren sich in die der Deutschen. Die Hunde werden ungeduldig, sie ziehen ihre Herren hinaus.

Alles atmet auf, man hört sogar wieder die Grillen zirpen.

Auf leisen Sohlen geht Irène Laure ins Kinderzimmer. Im Licht ihrer Taschenlampe leuchten die großen Augen von Juliette und Claude.

„Ihr braucht keine Angst mehr zu haben, sie sind weg“, flüstert sie.

Santine und Paulette, die beiden älteren, sind nicht da. Was Louis betrifft, so weiß man nie, wo er ist. Unter den gegenwärtigen Umständen ist es vielleicht besser so. In einer Familie, in der Widerstand Lebensinhalt ist, weiß man am besten wenig voneinander.

Als Irène Laure in das Schlafzimmer zurückkommt, findet sie Victor, ihren Mann. Er schnarcht friedlich.

Am nächsten Morgen geht Irène Laure mit dem Mülleimer vor die Haustür, um sich zu vergewissern, daß die Luft rein ist. Dann wird Victor die beiden nächtlichen Gäste vorsichtig auf den Weg zu ihrem nächsten Auftrag führen.

Wenn die Nachbarn grüßen und fragen: „Was war das für ein Lärm heute nacht?“ antwortet Irène Laure: „O, wir haben herrlich tief geschlafen – Sie nicht!“

Ich weiß, welchen Preis der Krieg verlangt. Seit jeher sind es die Arbeiter, die Frauen und die Kinder, die am meisten leiden. In den Lazaretten habe ich Verwundete und Sterbende erlebt, die nach ihrer Mutter riefen, denn ich bin Krankenschwester von Beruf.

Während des Zweiten Weltkrieges verabscheute ich die Deutschen. Ich dachte, sie seien ein barbarisches Volk, das den Krieg gewollt habe. Ich hatte einen unerbittlichen Haß auf die deutschen Frauen. Mit aller Hingabe kämpfte ich in der Résistance. Für die Gestapo war ich wie ein Dämon, denn Tausende von Frauen folgten mir. Ich kenne keine Angst.

Ich habe Frauen und Kinder sterben gesehen. Zwei meiner Kinder wurden rachitisch, sie waren dem Tode nahe. Was man mit meinem ältesten Sohn gemacht hat – davon will ich nicht reden. Das gehört der Vergangenheit an. Es muß vergessen sein. Wir wurden von den Alliierten, den Deutschen und den Italienern bombardiert.

Ich denke an die Trümmer, die ich gesehen habe, in Frankreich, in Deutschland. Wo finden wir die Sieger? Es gibt keine Sieger. Es gibt nur Besiegte, vom Bösen besiegte.

Düsseldorf, 19. Januar 1949

Die Präfektur von Marseille

Die Provence hungert in diesem Frühjahr 1944.

Wie an vielen Tagen, muß Irène Laure auch heute Schlange stehen. Ein, zwei Stunden hat sie gewartet. Sie hofft, daß sie noch etwas erhält, bevor das schicksalhafte „Es ist nichts mehr da“ gesprochen wird.

Als sie endlich an die Reihe kommt, legt der Händler zwei kleine Sardinen in ihre ausgestreckten Hände. Zu Hause legt sie ihre zwei Sardinen auf den Küchentisch und bricht in Tränen aus.

„O nein, Mama“, bittet Santine, „Weine nicht. Wenn du weinst, verlieren alle Frauen ihre Hoffnung.“

Sie wird nicht mehr weinen.

Ihre Augen bleiben trocken, wenn sie hört, wie ihre Kinder nachts in die Küche schleichen, um mit einem Glas Wasser den Hunger zu überlisten.

Ihre Augen bleiben trocken, wenn der Mangel an Kalzium Juliette und Claude langsam bettlägerig macht.

Ihre Augen bleiben trocken, als Louis verhaftet wird. Selbst, als er gefoltert wird.

Wenn aber die amerikanischen Bomber mit ihrem Dröhnen die Luft erfüllen, freut sie sich über die Zerstörung, die sie über deutsche Städte bringen.

Der Hunger wird immer grausamer. Seit zwei Monaten verlangt die verzweifelte Bevölkerung eine bessere Versorgung. Im Mai gab es keine einzige Fleischzuteilung in Marseille, auch keine Butter, keine Kartoffeln, trotz der

Marken. Und jetzt droht die Besatzungsmacht – aus Rache für die Ermordung zweier deutscher Offiziere –, die Brotmarken zu streichen.

Gestern, auf dem Markt, konnte Irène Laure die bitteren Gesichter der Frauen von Aubagne nicht mehr ertragen. Sie sprang auf eine Bank und rief zu einem Marsch auf, der ihrer aller Lebensrecht verteidigen sollte.

Heute machen sie sich auf den Weg. Ein langer, schweigsamer Zug. Nur Frauen. Irène wollte keine Männer dabei haben, das wäre zu gefährlich gewesen. Hunderte von Frauen. Kinder laufen nebenher mit. Siebzehn Kilometer, ein weiter, sehr weiter Weg, wenn der Magen leer ist.

In Marseille stoßen Frauen aus Carmes, Saint-Lazare und Saint-Charles zu ihnen. An jeder Kreuzung wächst der Zug.

Die Sonne steht hoch über den vornehmen Häusern der Place Saint-Ferréol, als nun viertausend Frauen herströmen. Ihr Schweigen ist furchteinflößender als jedes Geschrei.

Die Polizeiwache rührt sich nicht. Irène Laure begibt sich mit einer kleinen Gruppe Frauen in die Präfektur.

Sie steigen die prächtige Treppe hoch und dringen ohne Zögern in das Büro des Präfekten ein.

„Aber Madame“, ruft er, „was Sie tun, ist äußerst gefährlich!“

„Das ist wahr, Monsieur le Préfet, aber sollte mir etwas zustoßen, wenn ich Sie verlasse, dann gebe ich nicht mehr viel für Ihr Leben.“

Der Präfekt geht zu den hohen Fenstern, die auf den Platz zeigen. Viertausend Frauen, und kein Laut.

„Sie haben gewonnen.“

Als Irène Laure, von der Polizeiwache flankiert, wieder in dem monumentalen Eingang erscheint, kommt Bewegung in die Frauen. Sie nehmen Irène Laure auf und lassen sie in der Menge verschwinden, bevor die Polizei reagieren kann.

„Laufen Sie rasch hier durch“, wird ihr zugeflüstert. „Wir schützen Sie, beeilen Sie sich.“

So wird ihre Spur verdeckt. Mit der alten, quietschenden Straßenbahn fährt sie heim nach Aubagne.

An der gewohnten Haltestelle erkennt sie mit Entsetzen, daß alle Welt zu ihrem Empfang da ist. Victor steht da, er hält Juliette und Claude an der Hand. Sie warten alle seit dem frühen Morgen.

Der Polizeikommissar von Aubagne kommt auf sie zu. Zwei Polizisten schließen sich ihm an. Ist das nun die Verhaftung?

Der herzliche Ton des Kommissars überrascht sie. Mehr flüsternd hat er sich erkundigt: „Nun, Madame Laure, wie war es?“

Mit einem Schlag läßt die innere Spannung nach. Sie hatte gefürchtet, er sei nicht auf ihrer Seite, aber die wenigen Worte haben ein Band zwischen ihnen geschaffen. Durch diese unerwartete Eskorte geschützt, kommt sie bis zur Arbeitervorstadt, in der die Laures seit bald zehn Jahren wohnen. Dort haben sie nur – oder fast nur Freunde.

Jetzt weiß sie plötzlich, daß sie die ganze Zeit geglaubt hatte, dies sei ihr letzter Tag in Freiheit.

Caux

„Nein! Niemals werde ich unter einem Dach mit Deutschen zusammen wohnen. Niemals.“

Die ganze Nacht ist sie in ihrem Zimmer auf und ab gegangen. Zwei-, dreimal wollte sie sich hinlegen, aber die Heftigkeit des Kampfes, der sich in ihr abspielt, läßt sie keine Ruhe finden.

Von ihrem Balkon aus sieht sie die Bergkette der Dents du Midi. Unter ihr spiegelt sich der See in einer prächtigen Nacht. Aber sie dachte nur an die gefolterten und gequälten Kameraden der Résistance, an die abgemagerten Arme der Kinder von Marseille, an Juliette, die wegen Kalziummangels monatelang auf einem umgebauten Leiterwagen liegen mußte, an den schrecklichen Anblick derer, die aus den KZs zurückkamen und für die sie im Hotel Lutetia in Paris einen ersten Empfangsdienst eingerichtet hat; und an Louis, ihren Sohn, ihren lieben Teufelskerl von Sohn – als er aus der Haft entlassen wurde, wie war er da zugerichtet!

Aufgestellt von der sozialistischen Liste von Marseille, war sie mit großer Mehrheit in die verfassunggebende Versammlung gewählt worden. Seither hat sie sich schonungslos in Parlament und Partei eingesetzt, um die Wunden des Krieges zu heilen.

„Madame Laure, wie wollen Sie als Sozialistin Europa wiederaufbauen, wenn Sie gleichzeitig das deutsche Volk verabscheuen?“

Diese Frage, die ihr Frank Buchman heute stellte, quält

sie unendlich in dieser Nacht. Woher nimmt er das Recht, ihr eine solche Entscheidung abzuverlangen?

Er muß verrückt sein. Da kommt er aus Amerika, um diese Konferenz der Moralischen Aufrüstung im ehemaligen Caux-Palace zu leiten, und dabei versteht er ja nichts von dem, was Europa durchgemacht hat! Er kann es nicht verstehen. Verlangt er denn, daß sie die ausgehungerten Kinder, die Verschleppten, ihre toten Kameraden, ihren Louis verraten soll?

Doch dieser Satz bleibt stehen.

Frank Buchman hatte nichts dazugefügt. Hätte er sie gebeten, noch ein paar Tage länger zu bleiben, hätte sie ihm erklären können: „Wenn ich nur schon die deutsche Sprache höre, wird mir übel.“ Nun bleibt dieser Satz wie ein Pfahl im Fleisch.

Was für ein Europa, was für eine Welt werden wir morgen schaffen? Hinter den Bergen kommt ein neuer Tag herauf, und Irène Laures Gedanken wenden sich befreiter der Zukunft zu, die es zu gestalten gilt.

Als sie ihr Zimmer verläßt, in dem sie seit ihrer Begegnung mit Frank Buchman – ohne zu essen – geblieben ist, sind ihre Augen trocken und das Gesicht undurchdringlich. Im langen Gang, der zu den Konferenzräumen führt, trifft sie – das ist gewiß kein Zufall – eine junge Frau, halb Amerikanerin, halb Französin, Denise Hyde. Sie haben sich vor einigen Monaten in Paris kennengelernt. Denise Hyde hat ihr von den Konferenzen der Moralischen Aufrüstung in Caux erzählt. Irène Laure hatte vor dem Krieg Frank Buchman und seine Arbeit kennengelernt. Seit sie Mitglied des Vorstandes der Sozialistischen Partei geworden war, hatte sie nicht mehr die Muße gehabt, sich um Konferenzen des guten Willens zu kümmern!

Aber wie das nun so ist, Caux liegt in der Schweiz, und hat die Schweiz nicht für eine französische Mutter im Som-

mer 1947 Butter und Milch, die ihre Kinder brauchen? So befinden sich also Irène Laure, Juliette und Claude seit zwei Wochen in Caux.

„Irène, wären Sie damit einverstanden, einen Deutschen zu treffen?“ fragt Denise Hyde.

„Ja.“ „Heute zum Mittagessen?“

„Ja.“

Diese beiden Ja klangen knapp und hart. Auf jeden Fall sind sie keine Aufforderung zu einem Gespräch über Irène Laures Seelenzustand. Für Denise Hyde, die sie langsam besser kennenlernt, sind diese „Ja“ vielsagend!

Pünktlich um 12.30 Uhr steht Irène Laure vor dem Eingang zum Speisesaal, aus dem das Stimmengewirr von vielen hundert Konferenzteilnehmern klingt.

Der Deutsche erweist sich als eine Deutsche. Eine junge blonde Frau, sehr einfach in Schwarz gekleidet und unlegbar eine Aristokratin. Denise Hyde stellt sie vor. Irène Laure blickt geradeaus mit unbeweglichem Gesicht. Sie gibt ihr die Hand nicht.

Wortlos stellen sich die drei Frauen – mit einer Übersetzerin – in die Schlange vor der Cafeteria, holen sich ihr Essen und gehen in den Garten hinaus, wo sie unter den Kastanienbäumen einen Tisch finden.

Endlich bricht Irène Laure ihr Schweigen. Auf ihrer Stirne stehen Schweißperlen.

„Sie sind für mich der Inbegriff all dessen, was ich am meisten hasse. Sie können sich nicht vorstellen, wie viel mein Land durch Sie hat leiden müssen. Unsere Frauen. Unsere Kinder, abgemagert bis zum Skelett. Unsere besten Männer getötet, gefoltert. Können Sie sich vorstellen, wie mein Sohn, mein Louis, gelitten hat? Sie haben alles versucht. Er hat niemanden verraten. Aber in welchem Zustand kam er zurück! Und unsere Freunde – die kaum noch am Leben aus ihren Lagern zurückkehren ...“

Gefaßt überträgt die Dolmetscherin Satz für Satz. Die junge Deutsche blickt auf ihren Teller, ohne ihn zu sehen. Ihre Hände zittern.

Irène Laure spricht lange. Plötzlich hält sie inne und wendet sich an ihre Gesprächspartnerin:

„Ich erzähle Ihnen das alles, Madame, weil ich mich von meinem Haß befreien möchte.“

Die Sonne spielt auf den Blättern. Die Mahlzeit bleibt unberührt. Die Zeit steht still.

„Ich würde Ihnen gerne etwas von mir erzählen, wenn Sie es mir erlauben“, sagt endlich die junge Frau. „Mein Mann war unter denen, die am 20. Juli den Anschlag auf Hitler geplant haben. Er wurde verhaftet. Er wurde gehenkt. Ich wurde auch verhaftet, unsere beiden Kinder wurden meiner Familie weggenommen und unter falschem Namen in ein Kinderheim gesteckt. Ich habe sie wiederfinden können und versuche nun, sie zu erziehen. Ich begreife, daß wir nicht genug und nicht früh genug Widerstand geleistet haben. Unseretwegen haben Sie so Furchtbares erleiden müssen. Verzeihen Sie uns bitte.“

Um die Frauen herum ist das Geräusch vieler Stimmen.

Einmütig stehen sie auf und gehen langsam auf der Wiese hinunter bis zu einer ruhigen Bank, von der man auf den See und die Alpen blicken kann. Und hier überrascht Irène Laure, die vorbildliche militante Sozialistin, sich selber:

„Vielleicht würde es uns helfen, wenn wir zusammen beteten?“

Ihr Gebet ist nur ein Satz: „O Gott, befreie mich von meinem Haß, damit wir gemeinsam für unsere Kinder eine bessere Welt schaffen können.“

Über Denise Hyde hinweg legt sie mit einer unbewußten Geste ihre Hand auf das Knie der jungen deutschen Frau.

In Caux lernte ich, was Vergebung ist. Es ist etwas ganz Ungeheures. Am Haß kann man nämlich sterben.

Hätte ich weitergelebt wie bisher, wäre der Haß in meine Familie eingedrungen. Meine Kinder hätten zuerst die Deutschen gehaßt, dann die Unternehmer – und wen als nächsten?

Der Haß besitzt leider eine unglaubliche Macht. Einigkeit ist aber auch eine Kraft.

Ist es nicht die Rolle der Frau, Mutter der Menschheit zu sein, und die Bande der Einigkeit zu knüpfen und zu bewahren?

La Ciotat, April 1983

Cité Malesherbes

„Hallo? Ja, hier das Sekretariat der Sozialistischen Frauen. Einen Augenblick, bitte. Irène, es ist für Sie. Eine Denise so-wieso ...“

„Sagen Sie, ich sei nicht da – nein, ich spreche doch besser mit ihr.“

Seit dem heftigen inneren Kampf, den Irène Laure in Caux erlebte, hat sie Denise Hyde nicht wiedergesehen. In ihrem Büro der Sozialistischen Partei SFIO in der Cité Malesherbes hat sie keine ruhige Minute.

Ende 1945 war sie nach Paris gewählt, und vom Ausmaß ihrer Aufgaben überwältigt worden. Ihr Büro ist Sammelpunkt aller Not in Frankreich, aber auch Ausgangspunkt unzähliger hoffnungsvoller Initiativen. Immer war sie tätig, und sei es, daß sie und ihre Sekretärinnen elende Kinder in die Erholung im Gebirge begleiteten.

Zu allen sozialen Aufgaben kommen diejenigen einer Abgeordneten noch dazu. Sie hatte so wenig erwartet, gewählt zu werden, daß Victor und sie in der Wahlnacht früh schlafen gingen. In den ersten Morgenstunden kam der Bürgermeister von Aubagne mit der Nachricht, daß ihr die Bürger von Marseille – ihre Taten im Widerstand noch in frischer Erinnerung – ihre Stimme gegeben hatten. So verhalf sie der Sozialistischen Partei von Marseille zu einem dritten Sitz in der verfassunggebenden Versammlung in Paris.

Dreiunddreißig Frauen saßen nun in dieser Versamm-

lung. Irène Laure hoffte auf das, was sie gemeinsam für die Mütter und Kinder Frankreichs tun könnten: Die scharfe Trennung zwischen den Parteien stand dagegen. Sollten sich die Frauen nicht dennoch verbünden? Nein, das war verboten.

Sie kämpft. Sie stellt einen Antrag, der von einer Kommission ausgearbeitet wurde: Den Müttern soll verbilligte Babykleidung zugestanden werden, denn der Winter 1945/46 ist kalt, und die Punkte auf den Kleiderkarten reichen nicht. Die Männer der Konstituante zu bewegen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit!

Im Präsidium der SFIO, das sich immer wieder in Diskussionen über Wahlkampf und Doktrin verliert, fühlt sie sich isoliert. „Das Volk kann nicht verstehen, warum wir diskutieren, während seine Not wächst. Die Leute haben genug gelitten. Wir müssen rasch Hilfe bringen.“ Empörung schwingt in ihrer Stimme mit, ihr Appell wird ins Protokoll aufgenommen und weiter nicht gehört.

Die soziale Arbeit verlangt all ihre Kräfte. Der Vorstand der SFIO ist froh, ihr die Vertretung in den Ausschüssen des Roten Kreuzes, der Krankenhäuser, der Gefängnisse und der Schulen zu geben. Deswegen ist sie fast erleichtert, als sie 1946 für die zweite verfassunggebende Versammlung nicht wiedergewählt wird.

Es kam der Aufenthalt in Caux. Nach ihrer Rückkehr in die Büros der Cité Malesherbes versucht sie, diese gelebte Internationale ihren Mitarbeitern verständlich zu machen. Sie aber haben nur ihre verschwundenen und gefolterten Kameraden vor Augen.

Als nächstes vertritt sie Frankreich im Weltkomitee der UNAC, einem Nachkriegsfonds für Kinderhilfe. Dort herrscht die Meinung vor, daß die deutschen Kinder nicht die gleiche Hilfe verdient haben wie die anderen.

Trotz allgemeiner Opposition schlägt sie sich für die

deutschen Kinder mit der gleichen Leidenschaft, durch die ihr auch die Befreiung von ihrem Haß möglich wurde. Langsam wächst das Verständnis für ihr Anliegen. „Machen Sie so weiter“, flüstert man ihr zu. Schließlich verlangt sie im Komitee eine Abstimmung: In diesem Winter werden die deutschen Kinder – wie die kleinen Franzosen oder Holländer – Milch aus Amerika erhalten.

Da meldet sich Denise Hyde plötzlich am Telefon mit einem verrückten Vorschlag:

„Begleiten Sie mich doch nach Richmond in die Vereinigten Staaten zu einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung.“

Im ersten Augenblick fehlen Irène Laure die Worte.

Ist dies die Gelegenheit, das weiterzuführen, was sie in Caux begonnen hat?

Seit jener durchkämpften Nacht, in der sie sich, einer inneren Stimme folgend, entschied, ihren Haß zugunsten der Zukunft aufzugeben, wußte sie, daß sie sich der Aufgabe der Versöhnung verschrieben hatte – einer Aufgabe, die viel mehr von ihr verlangen würde als alle bisherigen Verpflichtungen.

Aber ausgerechnet Amerika, das rote Tuch für die Genossen, das Sinnbild des Kapitalismus: Dorthin soll sie? – Nein!

Sie sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen: Sie ist verantwortlich für die Milchpulververteilung, für die Ferienkolonien für arme Kinder, für all die Frauen, die auf sie zählen – und schließlich warten in Aubagne Victor und die „Kleinen“ zu Weihnachten auf sie ...

Denise Hyde scheint nicht weiter beeindruckt von diesen Argumenten. Da fällt Irène Laure etwas anderes ein: „Ich kann nicht ohne Genehmigung von Léon Blum reisen.“ Hier glaubt sie eine sichere Ausflucht gefunden zu haben.

„In die Vereinigten Staaten?“ ruft Léon Blum aus, „eine solche Gelegenheit dürfen Sie sich nicht entgehen lassen. Man muß Amerika kennen. Sie müssen gehen.“

„Aber es dauert sechs Monate, bis man ein Visum erhält“, Irène Laure bleibt hartnäckig.

„Auf keinen Fall“, antwortet Blum, „ich werde Ihnen helfen.“

Eine verblüffte Irène Laure verläßt Léon Blums Büro mit vier Briefen in ihrer Handtasche: einer Empfehlung an die amerikanische Botschaft, die ihr das Visum innerhalb von zwei Stunden verschafft, und drei Einführungsbriefen für Freunde auf der anderen Seite des Atlantiks.

Der Abflug ist auf nächsten Freitag festgesetzt. Denise Hyde, die der Sache nicht ganz traut, ruft am Montag morgen im Büro der Cité Malesherbes an.

„Es tut mir leid“, antwortet Odette, ihre Sekretärin, „Irène Laure ist nicht da. Nein, man kann sie nicht erreichen.“

Dienstag morgen: die gleiche Antwort.

Mittwoch morgen: noch einmal.

Ebenso am Donnerstag.

Die Situation ist nicht mysteriös, sie ist beunruhigend.

Am Donnerstag abend ruft Irène Laure bei Denise Hyde an, als ob nichts gewesen sei, und erkundigt sich nach der Abflugszeit. Erst nach dem Start gewährt Irène Laure einen kleinen Blick hinter ihre gewohnte Reserve:

„Sie hätten sicher gerne gewußt, wo ich dieser Tage war, nicht?“

„In der Tat“, sagte Denise Hyde.

„Sehen Sie, der Bürgerkrieg könnte jeden Augenblick über uns hereinbrechen. Ich will nicht, daß meine Kinder zu Geiseln gemacht werden und ich gezwungen würde, gegen meinen Willen zu handeln. Ich habe deshalb jemanden

in Marseille gebeten, die Kinder in Sicherheit zu bringen, falls dies notwendig sein sollte.“

Den Schutz ihrer Kinder, die so viel mitgemacht haben, zu gewährleisten ist die eine Sorge. Ebenso groß ist die Angst um Frankreich, das sie in einem Augenblick verläßt, in dem durch heftige soziale Auseinandersetzungen das staatliche Gefüge bedroht ist.

In den ersten zehn Monaten der Regierungszeit der Sozialisten haben die Arbeiter erlebt, daß ihre Löhne zehn Prozent ihrer Kaufkraft verloren haben. Die Kommunistische Partei, die im September bei einer Sitzung des Kominform scharfe Vorwürfe hinnehmen mußte, hat eine Welle von Aufruhr und wilden Streiks ausgelöst. Im Norden Frankreichs, im Bergbauggebiet, hat man die Leitungen der Betriebe gefangengehalten, in Paris werden Fabriken besetzt; Streikposten der Eisenbahnergewerkschaft blockieren Züge, die Lebensmittel in die Hauptstadt bringen sollen. In Marseille haben die Anhänger des ehemaligen kommunistischen Bürgermeisters, der bei den letzten Wahlen geschlagen worden war, das Rathaus gestürmt und versucht, den neu gewählten Bürgermeister aus dem Fenster zu stürzen. Hätte sie sich nicht fest für die Zukunft entschieden, hätte sie nicht die Ermutigung des alten Weisen Léon Blum erhalten – niemals hätte sie Frankreich in diesen düsteren Tagen Ende 1947 verlassen.

Warum wurde ich Marxistin? Warum gibt es in der Welt Marxisten, die den Klassenkampf führen? Weil zu einem Zeitpunkt in der Geschichte der Arbeiterschaft die Lebensbedingungen für sie so hart waren, daß sie sich ohne Klassenkampf keinen Platz an der Sonne verschaffen konnten. Seit meiner frühen Jugend hat mich der marxistische Begriff des Klassenkampfes gepackt ...

Bis zu meiner Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung gab es für mich keine andere Möglichkeit, als die besitzende Klasse meines Landes und der Welt mit aller Kraft anzugreifen. Als ich aber Frank Buchman kennenlernte, entdeckte ich, daß hier endlich etwas für die Welt galt, das geboren war aus dem menschlichen Gewissen. Darum wurde ich bereit, den Preis der eigenen Änderung zu zahlen.

Warum sind wir willens, in Geld und Blut die Kosten eines Krieges zu bezahlen, nicht aber den Preis für den Frieden? Ich frage Sie: Sind Sie heute bereit, den Preis für den Frieden zu zahlen, wie Sie gestern bereit waren, die Kosten des Krieges zu tragen? Das ist eine Frage, die Sie sich vor Ihrem Gewissen und angesichts absoluter moralischer Maßstäbe stellen müssen. Und Sie werden die Wahl treffen müssen.

Caux, 13. Juli 1953

Amerika

Ihre erste Nacht in Amerika verbringt Irène Laure als Gast in einer Familie in Washington. Von dem Abend am Kaminfeuer bleibt ihr ein Bild: Ihre Gastgeberin erzählt, und gleichzeitig flickt sie mit viel Geschick die Hose ihres kleinen Jungen. Irène Laure kann die Augen von dieser Szene nicht abwenden: Ihre Vorstellung von einem Amerika ohne materielle Sorgen, einem Land des Überflusses verschwindet.

Am nächsten Tag soll General Marshall vor dem Auswärtigen Ausschuß des Senats seinen Plan einer Wirtschaftshilfe für Europa vortragen. Man meint, Irène Laure möge vielleicht zuhören, weil sie sicher diesen großzügigen amerikanischen Plan zu schätzen wisse.

Höflich, aber eisig, sagt sie: „Das Ziel dieses Mannes ist es natürlich, Europa zu beherrschen.“ Der Frage des Marshall-Plans widmet sie, seit ihrer Ankunft in Amerika, ihr volles Interesse, denn schon in Paris hatte man den Plan während des Sommers heiß diskutiert. Moskaus brutale Absage an ein wirtschaftliches Hilfsprogramm, das ganz Europa einschließt, war wie ein Totengeläute für die europäische Einheit und verstärkte den Kalten Krieg für viele Jahre. In seinem Dilemma zwischen dem Haß auf den amerikanischen Imperialismus und dem fast totalen Bankrott des französischen Staates hatte Ministerpräsident Paul Ramadier den Marshall-Plan schließlich unterschrieben.

Die sozialistischen Kameraden, die ihm das nicht ver-

zeihen können, sind zahlreich. Irène Laure gehört zu ihnen.

Der Erklärung General Marshalls im Senat hört sie konzentriert zu. Die Fragen der Senatoren und die Antworten des Generals werden ihr flüsternd übersetzt.

Plötzlich blickt Irène Laure ihre Übersetzerin direkt an und sagt: „Ich glaube, ich habe mich getäuscht. Dieser Mann will uns nicht beherrschen.“

Man bittet um Ruhe, aber das ist ihr gleichgültig. Es ist das zweite Mal in weniger als vierundzwanzig Stunden, daß sie eine Wahrheit entdeckt, die ihrer eigenen Überzeugung widerspricht, und Irène Laure ist bereit, sich selber in Frage zu stellen.

Vor der Abreise zur Konferenz nach Richmond will sie noch zu Léon Blums Freunden, für die sie Einführungsbriefe hat.

Sie kommt in die New Yorker Gewerkschaftszentrale; Treppen ohne Ende, eine Flucht von Korridoren, ein winziges Büro, Berge von Akten – sie glaubt sich in der Cité Malesherbes.

Dieser untersetzte Mann in Hemdsärmeln ist Levine, der Mann, den die beiden gigantischen Gewerkschaftsverbände AFL und CIO gemeinsam ernannt haben, um die Gelder zu verwalten, die zur Hilfe und Unterstützung der Arbeiter in Europa bestimmt sind. Er erledigt diese Aufgabe mit Leidenschaft. Woche um Woche gehen die Pakete ab – Pakete, die dann in den französischen Häfen mit Hammer und Sichel bezeichnet werden, obwohl sie anfangs die Beschriftung CARE-USA trugen!

Levine hat kaum Zeit, sich hinter seinem Schreibtisch zu erheben, da streckt ihm Irène Laure herzlich die Hand entgegen:

„Es gibt heute in Europa Kinder, die ohne Ihre Hilfe nicht

mehr am Leben wären. Meine Kinder gehören dazu. Ich danke Ihnen und den amerikanischen Genossen, in ihrem Namen.“

Levine ist bewegt und blickt sie schweigend an.

„Madame Laure“, sagt er endlich, „in diesem Büro gehen jeden Tag die verschiedensten Menschen ein und aus. Bis jetzt habe ich nichts als Bitten um Unterstützung gehört. Sie sind die erste, die kommt, um mir zu danken.“

Die nächste Etappe ist eine Konferenz in Richmond, wo Irène Laure die überraschende Verbindung von Persönlichkeit mit großer Weltoffenheit wiederfindet, die sie vor drei Monaten in Caux so gewonnen hatte. Andere Franzosen nehmen an diesem Treffen teil: Unter ihnen ist ein Mann, den sie überhaupt nicht sehen will.

„Man bezahlt mich gut dafür, sogar sehr, Madame, daß ich die Arbeiter in Schach halte.“

„Und bei meiner Arbeit, Monsieur, geht es darum, die Unternehmer samt und sonders aufzuhängen.“

Menschlich gesehen, sind sie Feinde und kaum imstande, nebeneinander zu stehen und gemeinsam ihre Hoffnung für die Zukunft Frankreichs auszudrücken. Das aber wurde von einem Amerikaner vorgeschlagen, der meinte, sein Wunsch genüge, damit dieser Wirklichkeit werde.

Irène Laure macht ihr entschlossenes Gesicht, die Augen funkeln. Und Robert Tilge? Er verkörpert alles, was sie seit ihrer Kindheit verabscheut. Er trägt den Titel: Generaldirektor des Unternehmerverbandes von Nordfrankreich und des Pas-de-Calais. Er hat die dazu passende Statur, die ihm in Industriekreisen den Beinamen „der Elefant“ einbrachte. Als ehemaliger Rugbyspieler verwendet er in Verhandlungen ähnliche Griffe und Methoden wie auf dem Spielfeld. Mit anderen Worten: Es lohnt sich nicht, sich ihm in den Weg zu stellen.

Dennoch, seitdem sie sich im September zum erstenmal in Caux trafen, sind sich beide bewußt, daß es über ihre abgrundtiefe Gegensätzlichkeit hinaus eine Welt gibt, eine Welt voll Leiden und Hoffnungen, zu der sie beide gehören.

Sie wissen, daß sie die gleiche Hingabe haben für die Menschen: So steigen sie gemeinsam auf die Rednertribüne. Irène Laure spricht als erste:

„Mein ganzes Leben habe ich am Klassenkampf teilgenommen, das heißt am Krieg gegen die Unternehmer. Der endete aber immer in einer Sackgasse. Mit ganzem Herzen will ich mich weiter für das Wohl der Arbeiterklasse einsetzen. In Robert Tilge fand ich einen Mann, der sich auch mit ganzem Herzen einsetzt. Doch ist es für uns nicht leicht, zusammenzuarbeiten. Weil wir absolute moralische Maßstäbe annehmen – Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit, Liebe –, können wir uns verstehen. Wir können Seite an Seite kämpfen und einen gemeinsamen Plan entwickeln, wie wir die Welt neu aufbauen.“

Robert Tilge braucht eine Weile, bis er Worte findet, er, der es gewohnt ist, Reden am laufenden Band zu halten. „Hätte mir jemand vor einem Jahr noch gesagt, daß ich einmal an der Seite von Madame Laure sprechen würde, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Mich bewegt diese ausgestreckte Hand, denn ich fühle, daß sie Offenheit und ehrliches Bemühen anbietet. Ich weiß, wieviel Mut Madame Laure brauchte, um dem Klassenkampf den Rücken zu kehren und einigen von uns Unternehmern ihr Vertrauen zu schenken. Vieles hat uns bisher getrennt. Wir werden beide unseren Standort neu bedenken müssen. Ich für meinen Teil muß die Unternehmer davon überzeugen, daß in unserem Land eine große Hoffnung wachsen kann, wenn sie ihre Aufgaben neu angehen. Madame Laure und ich treten gemeinsam diesen Kampf an, der sich vielleicht als der wichtigste in der französischen Geschichte erweisen wird.“

Ich glaubte nicht, daß sich Unternehmer ändern könnten. Eines Tages hörte ich einen Mann sprechen. Er war in allem das Gegenteil von mir: „Ich bedaure meine Haltung gegenüber der Arbeiterschaft“, sagte er. „Ich gebe zu, daß ich damit meinem Land einen schlechten Dienst erwiesen habe.“

Als ich das hörte, dachte ich mir: „Wenn französische Unternehmer sich derart ändern, muß das eine brauchbare Idee sein!“ Ich war zufrieden, denn ich überlegte mir: Dieses Mal haben wir sie erreicht.

Ich muß zugeben: Während ich diese Gedanken über die Unternehmer hatte – und über die Bankiers, Sie haben ja keine Ahnung, was ich über Bankiers dachte –, sagte mir eine Stimme im Herzen: Wenn du deine eigene Betrachtungsweise änderst, würde vielleicht etwas Gutes daraus für das französische Volk erwachsen. Sie wissen, Frauen sind schrecklich. Ich war meiner selbst so sicher. Zum Schluß mußte ich gestehen: Der Fisch aus Marseille hing am Angelhaken von Caux fest!

Es wurde unerlässlich, mich – Schritt für Schritt – mit diesem Unternehmer auseinanderzusetzen. Den letzten Schritt taten wir in Amerika: Ich erzählte ihm, was ich vom französischen Unternehmertum hielt, und er sagte mir, was er vom Sozialismus dachte – eh bien, das war nicht schön!

Aber mir kann niemand mehr erklären, daß die Ideen der Moralischen Aufrüstung nicht ihre Wirkung haben!

Heute kämpfen wir nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander für das Wohl Frankreichs. Kommen Sie doch nach Nordfrankreich, in eine der rauhesten Gegenden unseres Landes.

Da haben wir Gruppen, in denen die Unternehmer mit den Vertretern der vier großen Gewerkschaften zusammenarbeiten.

Ich bin immer Sozialistin geblieben, ich verteidige stets die Interessen der Arbeiterklasse. Aber ich habe begriffen,

daß der Klassenkampf von vor zwanzig oder fünfzig Jahren nicht mehr notwendig ist und daß man den rechtmäßigen Platz für das Volk ohne blutige Revolution erobern kann. Eines Tages werden die Klassen und ihre Schranken überwunden sein, und wir werden gemeinsam Arbeiter am Aufbau der neuen Welt werden.

Caux, 19. Juni 1949

Le Touquet

Das soziale Klima eines Landes verändern zu wollen, ist das ein zu ehrgeiziges Ziel?

„Es war ein notwendiges Ziel“, sagt Irène Laure.

Aber es geschieht nicht von heute auf morgen, daß zwei so verschiedene, dickköpfige Menschen am gleichen Strick ziehen.

Kränkungen, Verletzungen, das Aufgeben teuer gewonnener Vorstellungen – der Weg wird für beide steinig sein.

Außerdem hat Irène Laure mit Genossen zu tun, die sie beschuldigen, sich dem Unternehmertum verkauft zu haben – Robert Tilge hat es mit Kollegen zu tun, die ihn beschuldigen, eine „Abteilung Gott“ geschaffen zu haben, statt gegen das neue Betriebsratsgesetz zu kämpfen, ein Gesetz, das der Vorsitzende der CGT-Gewerkschaft als „die letzte Etappe vor der endgültigen Beseitigung der Unternehmer“ begrüßt.

Eigentlich gibt es zwischen ihnen keine Zusammenarbeit. Daß diese dennoch wirksam und dauerhaft wird, beweist, daß die Änderung, die sich in beiden vollzogen hat, an ein Wunder grenzt. Sogar die Skeptiker müssen sich der Wirklichkeit beugen, als sich im nächsten Sommer – 1948 – ein ganzes Bataillon von Arbeitern und Unternehmern aus der französischen Industrie in Caux versammelt.

Irène Laure und Robert Tilge sind vielleicht am meisten über den Widerhall auf ihren Appell erstaunt. Sie können

die Auswirkung ihrer Änderung kaum beurteilen. Diese Änderung ist nicht mehr ein persönlicher Schritt – sie haben begonnen, in den sozial unhaltbaren Zuständen der anwachsenden Revolution der Gewalt den Boden zu entziehen.

Zu diesem Zeitpunkt trifft Irène Laure eine der schwersten Entscheidungen ihres Lebens. Wie immer wählt sie den Weg, der am meisten von ihr verlangt. Ihrer betrübteten Sekretärin diktiert sie siebzehn Rücktrittsbriefe. Nach Jahren, die der Parteiarbeit gewidmet waren, gibt sie nicht die sozialistische Idee auf, aber alle administrativen Ämter in Krankenhäusern, Gerichten, Schulen, in nationalen und internationalen Gremien. Es ist, als trenne sie sich von einem Teil ihres Ich. Warum dies Opfer, das zu Beginn von ihren Kollegen falsch verstanden wird?

Sie gibt keine lange, theoretische Erklärung ab:

„Es war notwendig. Unbedingt notwendig. Um wirksam zu sein, muß man sich ganz geben können und die Botschaft von unserer Aufgabe in viel weitere Kreise tragen.“

In einer Zeit schwerer nationaler Sozialkonflikte – es sind Wochen der Herbststürme – organisieren Robert Tilge und Irène Laure ein Industrietreffen in Le Touquet am Ärmelkanal.

Unmögliches wird möglich: Die Stadt ist zum Teil zerstört; es werden 1800 Menschen untergebracht. Die Ernährungslage ist katastrophal: Es wird für alle zu essen geben.

Die Gewerkschaftsdelegierten der CGT, CGT-FO und CFTC weigern sich, im selben Eisenbahnwagen herzureisen, gemeinsam aber fahren sie zurück.

Für die beträchtlichen Ausgaben ist zunächst kein Geld in der Kasse, aber jeder hilft mit. Man erlebt sogar, daß zwei Hotelbesitzer auf ihre Rechnung verzichten!

Über hundert Unternehmer, dreihundert Arbeiter – unter ihnen viele Betriebsräte – sechzig Bergarbeiter und Ingenieure, trotz des sich verhärtenden Bergarbeiterstreiks, sind in Le Touquet.

Wie können Zahlen je den Schwung und die Kraft ausdrücken, die von der Veranstaltung von Le Touquet ausgehen? Auf lange Zeit werden sie das soziale Miteinander in Nordfrankreich beeinflussen.

„Mir persönlich“, sagt der Sekretär der Gewerkschaft Force Ouvrière (FO) von Roubaix, „hat Le Touquet gezeigt, daß sich hier Wege zu ganz neuen Möglichkeiten in der Welt auftun. Ich will sie gehen.“

Irène Laure und Robert Tilge sind immer auf dem Plan. Sie beleben und ermutigen die Versammlungen morgens, mittags und abends, zusammen mit einem internationalen Team. Typisch für das, was man in diesen Tagen hört, sind zwei Bemerkungen:

Ein Unternehmer aus Lille: „Gemeinschaftsgeist in der Industrie wirkt wie eine gebündelte Kraft, die alle Schranken niederreißt. Von der Unternehmenseite heißen die Schranken Hochmut, Egoismus, Mißtrauen. Unsere Rolle als Führungskräfte verlangt von uns, daß wir den ersten Schritt tun.“

Ein Vorarbeiter aus der gleichen Fabrik: „Mein Schlagwort hieß: Die Unternehmer sind an allem schuld. Jetzt heißt es: Die Revolution beginnt bei mir.“

„Es ist klar“, bemerkt Robert Tilge, „daß wir Frankreich nicht in zwei Minuten verändern werden. Aber wir haben die Leute daran gewöhnt, miteinander zu sprechen und zu diskutieren und nicht zu glauben, daß der Mensch auf der anderen Seite der Gegner sei.“

Die Gruppe um Robert Tilge und Irène Laure vergrößert sich von Tag zu Tag. Einer, der zu ihnen stößt, ist Maurice Mercier, Generalsekretär der Textilarbeitergewerkschaft FO. Ihre gemeinsamen Aktionen und die Anwendung des in Le Touquet Gelernten macht schnell Schule.

Ein Markstein wird am 9. Juni 1953 gesetzt, als vom Textilunternehmerverband und den Textilarbeitern der CFDT, FO und CGC einstimmig das berühmte Protokoll unterzeichnet wird, das eine neue Form der Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern darstellt. Von diesem Tag an erhalten die Textilarbeiter wirtschaftliche und soziale Verbesserungen, die der übrigen französischen Arbeiterschaft erst mit dem Abkommen vom Mai 1968 – also fünfzehn Jahre später – zugestanden werden.

Bis zum letzten Tag in Le Touquet weiß Irène Laure nicht, daß die Schockwelle ihre eigene Familie erreicht hat: Wenige Schritte vom Kasino entfernt, auf dem tristen Nachsaison-Strand, hat ihr Mann, der Seemann, sich auf eine neue Reise begeben.

Rückblende

Während des Krieges hat Irène Laure ihre Liebe zu Frankreich teuer bezahlen müssen.

Ihr Vater kam aus Piemont, ihre Mutter aus einem Schweizer Dorf mit dem hübschen Namen „Vers-chez-les-Blanc“; sie selber wurde 1898 in Lausanne geboren, dort verbrachte sie ihre Schuljahre.

Mit ganzer Kraft verteidigte sie die Arbeiterklasse. Wer hätte da ahnen können, daß sie aus einer gutbürgerlichen Familie stammte?

Ihr Vater baute hier eine Talsperre, dort eine Seilbahn. Gemeinsam mit ihrer Schwester und ihrer Mutter verbrachte die kleine Irène ihre Ferien regelmäßig in der Nähe der Baustellen.

Ihre Eltern glaubten sie vor allem Elend der Welt geschützt, aber schon als Kind weigerte sie sich, die Augen vor der Realität zu verschließen: Warum mußten die Arbeiter ihres Vaters, die die erste Seilbahn von Chamonix in Bossons bauten, selbst im Schnee ohne Strümpfe in ihren alten Soldatenstiefeln laufen? Warum hatten sie nur einen Brotkanten und eine Zwiebel mittags zu essen?

Die Köchin der Familie Guelpa war schwer beleidigt: Man beschuldigte sie des Diebstahls. Nun machte sie die Augen auf und ertappte die kleine Irène auf frischer Tat. Sie mußte gestehen, daß sie die Süßigkeiten, die Schokoladen, die vermißten Socken aus der Schublade ihres Vaters hatte verschwinden lassen. Auf ihre Art hatte sie Gerechtigkeit

herstellen wollen. Ohne Bedauern bekannte sie alles und versicherte sich gleichzeitig der Mithilfe der Köchin, um ihr soziales Werk fortführen zu können ...

Ebenso tatkräftig handelte sie, als die Familie Guelpa nach Antibes in Südfrankreich umgezogen war. Mit fünfzehn Jahren organisiert Irène Laure die Verteilung von Milch an uneheliche Kinder. Ihr gesamtes Taschengeld gibt sie selbstverständlich für die Unterstützung der ledigen Mütter von Antibes.

Sektionen der jungen Sozialistischen Partei werden in der Gegend von Antibes gegründet. Irène Guelpa ist erst sechzehn, aber wenn es darum geht, der Ausbeutung ein Ende zu machen, dann weiß sie, wo sie hingehört. Sie schreibt sich als Mitglied ein.

„Das ist unmöglich, das werde ich nicht zulassen“, empört sich Vater Guelpa. „Woher habe ich eine solche Tochter?“

Resigniert antwortet Madame Guelpa: „Was willst du, sie war schon immer so.“

Als 1914 der Krieg ausbricht, konnten ihre Eltern sie nicht daran hindern, sich den Verwundeten zu widmen. Vier Jahre arbeitet sie im Lazarett, inmitten von Leid und Tod. Am Ende hat sie ein Krankenschwesterndiplom in der Tasche, und sie ist bedingungslos entschlossen, gegen Elend und Krieg anzukämpfen.

Ab und zu geht sie ihrem Vater im Café du Commerce in Antibes zur Hand. Dieses Café hat der Vater, ein einfallsreicher Geschäftsmann, nicht weit von seiner Baustelle eröffnet. So holt er sich sein Geld von seinen Arbeitern wieder zurück! Sie kennt die Armut mancher Familien, bedingt durch Besuche in dem Café. Eines Tages weigert sie sich entschieden, einem Seemann mit kämpferischem Schnurrbart einen Pastis auszuschenken, weil er krank aussieht:

„Hier bekommt man keinen Alkohol“ sagt sie fest.

Heftige Empörung des Kellners, der den ganzen Tag Pastis serviert, und ebensolche Empörung beim Seemann. Sie spricht mit Autorität und ist konsequent – genau wie der Seemann, der sich demonstrativ im Bistro auf der anderen Straßenseite seinen Pastis bringen läßt.

Als sie ein Jahr später ihren einundzwanzigsten Geburtstag feiert, bringt der Blumenhändler einen Strauß Rosen von einem anonymen Bewunderer: Es ist jener Seemann Victor Laure, ihr zukünftiger Mann.

Auch er kommt aus einer wohl situierten Familie. Sein Vater und sein Großvater waren Kapitäne in der Handelsmarine. Auch er setzt sich entschlossen ein für die Unterdrückten. Von Marcel Cachin in den Marxismus eingeführt, ist er seit 1905 Mitglied der Sozialistischen Partei und hat damit den Zorn seiner streng katholischen Familie heraufbeschworen. Jahrelang gehen Victor Laures Schwestern auf die andere Straßenseite, wenn sie ihn treffen, und während einer langen Seefahrt wechselt sein Vetter, der Kapitän des Schiffes, kein einziges Wort mit ihm.

Mann und Frau werden sie, aber nur mit dem Segen des Herrn Bürgermeisters, denn Victor Laure will nichts mehr von seiner Erziehung bei den Jesuiten wissen, genau wie er auch einen klaren Trennungsstrich unter seine bürgerliche Herkunft gezogen hat. Zur Hochzeit erscheinen weder die Eltern Guelpa noch die Eltern Laure. Von der Familie sind nur die Schwester der Braut und ein Onkel Laure anwesend.

Anstatt einer Hochzeitsreise geht es im Dezember zum Parteikongreß von Tours. Beide sind Delegierte. Die Spaltung der Partei erschüttert sie schwer, und fast kommt es zu einer Spaltung zwischen ihnen, denn im ersten Impuls meint Victor seinem Lehrer Marcel Cachin bei der Gründung der Kommunistischen Partei folgen zu müssen – wie die meisten Delegierten. Es wird ihm bewußt, daß er Moskaus Bedingungen nicht mit seinem Gewissen in Einklang

bringen kann, und wie Irène Laure entscheidet auch er sich für die SFIO.

Die See liegt Victor im Blut. Trotz eines ausgezeichneten Studiums wird er nie Offizier in der Handelsmarine, weil er farbenblind ist – deswegen an Land leben müssen, das kann er nicht! So wird er abwechslungsweise Proviantmeister, Bäcker, Koch – aber wenigstens ist er auf See. Genau gesagt, ist er an Bord, wenn ein Kapitän ihn anheuert, obwohl sein Name auf der schwarzen Liste steht, weil er eine Sektion der Seemannsgewerkschaft gegründet hat.

Unterdessen muß Irène Laure monate- und manchmal jahrelang das Brot für die Familie verdienen. Sie macht Nachtwachen in Krankenhäusern, oft schläft sie nur vier Stunden.

Morgens kehrt sie rechtzeitig zurück, um ihr Völkchen zu sehen, bevor es in die Schule muß: Santine und Paulette, Louis, zum Schluß die beiden „Kleinen“ und die anderen, die zeitweise in der Familie Laure zu Hause sind. Einmal bringt eine überarbeitete Mutter ihre Zwillinge, weil sie sich ihrer nicht mehr annehmen kann – die Kinder bleiben ein Jahr. Ein andermal weiß ein Kamerad von Victor Laure nicht, was er mit seinem Baby tun soll. Er ist kurz vor der Ausfahrt auf hohe See, und seine Frau ist im Krankenhaus: „Mach dir keine Sorgen, Irène wird sich schon darum kümmern!“

Und dann ist das Kusunchen da, die kleine Zufrühgeborene, die der Arzt schon für tot gehalten hatte, die Tochter von Irènes Schwester, die selbst schwer krank ist. Kusunchen, Milchschwester von Louis, ist ein heißgeliebtes Mitglied der Familie.

Großherzigkeit läßt sich nicht aufrechnen. Niemand in der Familie Laure weiß heute mit Gewißheit zu sagen, wie viele Kinder in ihrem Haus großgezogen worden sind. Auf

alle Fälle sind es neun mehr als jene fünf, die den Namen Laure tragen.

Welcher Nachbar hat nicht Schwester Laure um Hilfe gerufen? Man weiß, sie ist immer mir Rat und Tat, auch mit Spritzen und Verbänden, zur Hand und gibt noch ihre herzliche Freundschaft dazu. Als Gegenleistung erhält sie Tomaten, Oliven oder frische Eier aus dem Hühnerhof.

Lange sind die Laures freilich nicht Stadtbewohner geblieben. Sie haben sich in Camoins, das unweit von Aubagne liegt, niedergelassen.

Sie sind richtig auf dem Lande: Die Wurzeln ihres Feigenbaumes brechen in der Küche die Bodenfliesen auf. Jeden Sommer kommt die ganze Familie zusammen, um Bohnen und Erbsen zu ernten, und die hundert Kilo Kirschen zu pflücken und einzumachen, die im Winter mit den Frühstücksbroten besonders genossen werden.

Oft quält Irène Laure die Sorge, und sie weiß nicht, wie sie alle in ihrem Haus ernähren soll. Um so größer ist das Fest, wenn Victor wieder einmal angeheuert und der Lohn im voraus bezahlt wird. Das ist eine Maßnahme der Reederei, um den Familien der Seeleute das Leben zu ermöglichen, während die Väter zur See fahren. Gewiß, als erstes wird der Vorratsschrank mit dem Nötigsten aufgefüllt, aber dann gönnt Irène Laure allen etwas, den Luxus eines Hähnchens, oder sie kauft ein extra Pfund Kaffee. Die Entbehnungen sind vergessen, es wird gefeiert!

Wenn der Ertrag der Nachtwachen nicht ausreicht, um für alle kleinen Füße Schuhe zu besorgen, leistet Irène Laure in der Stadt Hauspflege. Oft zählen ihre Patienten zu den „Oberen“.

Es ist Sommer, die Fenster des eleganten Hauses stehen offen. Irène Laure zieht vorsichtig die Luft aus einer Spritze. Plötzlich Lärm und Unruhe auf der Straße, ein Demonstrationzug geht vorbei.

„Schon wieder dieses Gesindel“, ruft die Frau des Kranken und schließt die Fenster.

„Dieses Gesindel, das sind wir.“ Die Antwort war scharf, aber ruhig. Sie packt ihre Spritze wieder ein: „Sie können sich eine andere Schwester suchen.“

Damit geht sie. Geld wird nicht höher als die eigene Überzeugung gestellt, selbst wenn Victor seit zwei Jahren arbeitslos ist.

Um dennoch den Haushalt bestreiten zu können, macht Irène Laure Pflegedienste im Kurhotel von Camoins-les-Bains. Eines Abends steht sie nach einem arbeitsreichen Tag im Gang des Hotels, um Luft zu schöpfen. Sie hört Worte, die sie neugierig machen: Es geht um die Änderung der Welt.

War es Zufall? War es Bestimmung? Sie fühlt sich zu diesem Treffen der Oxfordgruppe, die in wenigen Jahren zur Moralischen Aufrüstung werden wird, hingezogen. In diesem Hotel erlebt Irène Laure, daß ihre sozialistische Überzeugung, ihr Sinn für Gerechtigkeit einen echten Auftrieb erhalten: Frank Buchmans Vision von der Auswirkung persönlicher Änderung – auch wenn diese mit einem selbst beginnen muß – gibt ihr Hoffnung.

Harmonie kehrt in ihre Ehe zurück, die durch Victor Laures zweijährige Arbeitslosigkeit großen Spannungen ausgesetzt war.

Aber die Ereignisse überstürzen sich. Victor und Irène Laure hatten sich schon mit Begeisterung für die Volksfront eingesetzt, als der Spanienkrieg ausbricht. Irène Laure kämpft ohne Rückhalt, um spanische Kinder zu retten, sie sammelt Geld, Nahrungsmittel, Kleider – sie sorgt für die Flüchtlinge, findet Unterkunft für sie.

Victor hat endlich einen Bordvertrag, als alles zusammenbricht: Es folgen Krieg, Besatzung, Widerstand.

In der Zeit der Stille bin ich dazu geführt worden, mein Leben, meinen marxistischen Kampf und meinen Haß gegen die Deutschen zu überdenken. Ich habe gefunden, daß vieles in meinem Leben auf Aggressivität gegen meinen Vater zurückgeht.

Zu Weihnachten und Ostern bekamen meine Schwester und ich an Spielsachen und Süßigkeiten, was wir uns erträumen konnten. Aber unser Vater war nie mit uns. Damals kam Bitterkeit in mein Herz.

Bei der Betrachtung meines Lebens habe ich erkannt, daß die Wurzeln dessen, was mein Leben ausmacht, in diese Zeit meiner Kindheit zurückreichen.

Niemand kann in uns die notwendige Neuausrichtung bewirken, wenn wir es nicht selbst tun. Hierzu muß man in der Stille in sich hineinschauen. Dann entdeckt man sich so, wie man ist.

Leider war es mir nicht mehr möglich, die Beziehung zu meinem Vater in Ordnung zu bringen, da er nicht mehr lebte. Anstatt aber meine Zeit mit Selbstvorwürfen zu vergeuden, habe ich gelernt, meine Erfahrung mit anderen zu teilen – so schwierig es auch ist –, damit andere junge Menschen nicht meinen Fehler wiederholen. Das ist das Beste, das ich zum Andenken an meinen Vater und meine Mutter tun konnte.

Caux, 15. Juli 1969

Victor

Victor schweigt.

Allenfalls offenbart eine kleine Bewegung seines Schnurrbartes, daß er diesen seltsamen Einfall seiner Frau mißbilligt: die Neigung zu Caux.

Immer hat sich Irène Laure im Dienst für andere übernommen. In der Parteizentrale in Paris wirkt sie seit ihrer Wahl, ohne sich zu schonen. Warum hat sie es nötig, sich „moralisch aufrüsten“ zu lassen? Er selber, auch wenn er ganz Seemann ist, bleibt mit beiden Beinen auf der Erde, und solche Utopien sagen ihm nichts.

Daß sie im September 1947 die Einladung nach Caux akzeptiert hatte, konnte man noch verstehen. Um Claude und Juliette sich erholen zu lassen, dafür lohnte sich die Reise. Sollte irgendeine kapitalistische Verschwörung dahinterstecken, wußte er, seine Irène war keine Frau, die man an der Nase herumführen konnte.

In der Tat verbrachte Irène Laure ihre ersten Tage in Caux – vor der „deutschen Episode“ – damit, alles auszukundschaften. Sie wollte erfahren, wer hinter dieser internationalen Bewegung stand, woher das Geld kam. Wenn eine Gefahr für die Arbeiterklasse bestand, mußte sie sie begreifen, um sie besser bekämpfen zu können. Die entwaffnende Offenheit, mit der ihr begegnet wurde, hatte sie aus der Fassung gebracht. Sie durfte die Buchhaltung bis in die Details einsehen und konnte sich vergewissern, daß diejenigen, die aus dem ehemaligen Caux-Palace-Hotel ein Zen-

trum für internationale Begegnungen gemacht hatten, selber dafür Opfer brachten. In Caux war die Internationale nicht nur Zukunftsmusik.

In der Familie teilte niemand ihre Begeisterung. Im Gegenteil. Ihr Enthusiasmus trieb die Kinder aus dem Haus, Victor blies in seinen Schnurrbart.

Sie pendelte wieder zwischen Marseille und ihrem Büro in der Cité Malesherbes hin und her, aber Victor merkte, daß sich ihre Einsatzbereitschaft und Erwartung vergrößert hatten.

Die Reise nach Amerika kam, andere Reisen folgten. Als sich der Sommer 1948 näherte, brachte sie Victor gegenüber das Thema der Caux-Konferenzen wieder auf.

„Du kannst dorthin gehen, wann du willst und wie du willst. Ich gehe nicht.“

Sie antwortete ihm nicht. Sie suchte in sich nach Gewißheit. „Weißt du“, sagte sie einige Tage danach, „wir haben alles gemeinsam gemacht. Wir sind zusammen in die Partei eingetreten, haben zusammen die Kinder erzogen, und mit wie viel Mühe! Jetzt kann ich nicht etwas tun, woran du nicht teil hast. Ich habe mir das in meiner morgendlichen Zeit der Stille gut überlegt. Wenn du nicht mitkommen willst, fahre ich auch nicht. So wird es richtig sein.“

Die Tage verstreichen. Eines Morgens scheint Victor in die Zeitung „Le Provençal“ vertieft, Irène schält Erbsen neben ihm, als es hinter der Zeitung brummelt: „Laß es gut sein, ich reise auch mit. Aber sag deinen Freunden, daß ich nichts sehen und nichts wissen will.“

So sind sie in Caux mit Juliette und Claude – auch mit Santine und ihrem kleinen Yves.

Victor verbringt viel Zeit auf seinem Balkon, versunken in einen tiefen, alten Rohrsessel. Noch liegt Schnee auf den Dents du Midi, die Aussicht ist großartig. Aber das Meer ist doch noch etwas anderes ...

Eines Abends, als Irène Laure an einem Podiumsgespräch teilnimmt, sieht sie aus den Augenwinkeln, wie Victor in den Saal kommt. Halb verdeckt durch eine Säule, bleibt er stehen. Sie läßt sich nichts anmerken. Ohne Zweifel hat ihn die Neugier gestochen. Am Morgen wagt sie zu fragen: „Nun, interessiert es dich?“

„Die Leute sind voll guten Willens. Aber ihre Idee ist eine Utopie. Gott – sollte es ihn geben – hat viel zu tun, wollte er sich um diese Menschheit kümmern.“

Der Sommer vergeht, und ein goldener Herbst bricht an. Der Funke der Begeisterung ist nicht auf Victor übersprungen. Im Oktober folgt er trotz allem seiner Frau nach Le Touquet. Ist es die Nähe des Meeres, ist es die bessere Verständlichkeit der in französischer Sprache geführten Gespräche und Diskussionen, hat die Zeit gewirkt? In Victor hat sich eine Tür geöffnet.

„Putzen wir die Schuhe, und begeben wir uns auf den Weg“, sagte er, den der Humor nie verläßt.

Ich war völlig ratlos und fragte mich, ob diese Leute verrückt seien.

Es war an einem jener kalten, düsteren Novembertage. Regen, Wind. Die Wellen des wildbewegten Meeres schlugen tosend auf den Strand.

Auf meinem langen einsamen Spaziergang sah ich nur Zerstörung um mich, Häuserruinen, leblos ohne ihre Bewohner. So viel Schmerz und Bitterkeit.

Ich erwog die ungeheure Torheit der Menschen, die sich immer wieder der Zerstörung hingeben. Warum, warum? fragte ich mich. Wo gibt es die Antwort? Ja, es muß sich etwas in der Welt ändern, aber was?

Plötzlich spürte ich, daß ich der Antwort ganz nahe war. Darum ging ich hin, als Robert Tilge aufrief, sich in diesem Kampf zu engagieren und sich auf seine Seite zu stellen. Obwohl ich die Idee noch nicht ganz begriffen hatte, fühlte ich mich von einer inneren Gewalt dazu getrieben. Da stand ich neben anderen, bereit nach dem Maße meiner Kräfte diese Welt neu aufzubauen zu helfen.

Victor Laure

Le Touquet, November 1948

Deutschland

„Ich hatte Sie aus meinem Herzen verbannt. Ich hatte Sie als Unmenschen verworfen. Verzeihen Sie mir.“

Louis blickt sie entsetzt an. Wie von Sinnen dreht er sich um und ist verschwunden. Die Tür schlägt hinter ihm zu – die Zuhörer sind aufgeschreckt. Irène sieht es, und leidet. Und doch überwindet sie sich:

„Ich bin eine französische Mutter, ich habe gelitten wie Sie, ich bitte Sie um den Frieden zwischen unseren beiden Völkern.“

Während elf Wochen hat Irène Laure das verwüstete Deutschland durchfahren. Victor war an ihrer Seite, wenn sie sich schwach werden fühlte. Zweihundertmal ergriff sie in der Öffentlichkeit das Wort, zweihundertmal bat sie um Verzeihung dafür, daß sie gehaßt hatte.

Mit ihr reist eine Gruppe verschiedenster Menschen: skandinavische Widerstandskämpfer, holländische und kanadische Unternehmer, englische Bergleute, irische Gewerkschaftler, Schweizer und natürlich Deutsche – diejenigen, die sie in Caux kennengelernt hat.

Essen, Bochum, Köln, Bonn, Koblenz, Düsseldorf, Stuttgart, Frankfurt, Freiburg, Hannover, Hamburg, Kiel, Bremen – wie man auf einem großen Acker Furchen zieht.

Zusammenkünfte mit Länderregierungen, parlamentarischen Gruppen; Pressekonferenzen, Gewerkschaftstreffen, Begegnungen mit sozialistischen Frauen, Rundfunksendungen.

Die gestellten Aufgaben sind nicht gering: Deutschland soll wieder einen Platz in der Völkerfamilie erhalten, die Jugend eine Zukunft, für die sie leben kann, statt sich Vergeltungsträumen hinzugeben.

So viel kann Louis zugestehen. Die Tatsache, daß er zu seinen Eltern gestoßen ist, bezeugt es. Aber seiner Mutter zuhören zu müssen, wenn sie sich entschuldigt, das kann er nicht. Das ist ungeheuerlich.

Kaum in Deutschland, nimmt er den Zug zurück nach Paris, wo er ein einträgliches Import-Export-Geschäft aufgebaut hat. Er will vergessen.

Er kann es nicht. Er wird wiederkommen.

„Wach auf, Irène“, sagt Victor mit schläfriger Stimme, „da ist jemand vor der Tür.“

In dem kleinen Hotelzimmer ist es sehr kalt um fünf Uhr früh. Es ist Louis. Nachdem er vier Wochen lang kein Lebenszeichen von sich gegeben hat, ist er zurückgekehrt. Er hat verstanden, was seine Eltern unternehmen. Er will seinen Anteil daran haben.

Einige Stunden lang spricht Louis mit ihnen über das große deutsche Federbett hinweg, das Victor immer so in Erstaunen versetzt. Er erzählt seinen Eltern, was er getan hat, wer er ist. Er, der seit seinem 16. Lebensjahr, fern von zu Hause, sein eigenes Dasein führt, bittet um ihre Hilfe, damit er in sein Leben Ordnung bringen kann – bis hin zu seiner Beziehung zur Steuerbehörde!

Er ist ein neuer Mensch.

Heute abend finden keine Veranstaltungen statt, keine Begegnungen in verrauchten Kneipen. In einem Kölner Vorort klopfen Victor und Irène Laure an die Türe eines kleinen Hauses.

Hans Böckler ist zwar schon im Schlafrock, aber was

macht das! Die Genossen Laure werden mit offenen Armen empfangen.

Es ist schön warm in der Küche, und Frau Böckler gießt heißen Kaffee in die Tassen. Ein schüchternes junges Mädchen hat sich zu ihnen gesellt und verliert Irène Laure nicht aus den Augen. Als seine Eltern starben, haben die Böcklers es zu sich genommen. Seitdem Hans Böckler den Untergrund verlassen hatte und den Vorsitz der Gewerkschaften in der britischen Besatzungszone übernahm, verwaltet das Mädchen sein Sekretariat. Im darauffolgenden Jahr wird er Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes werden.

Heute abend beschäftigt Hans Böckler eine Frage. Die Gewerkschaftszeitung „Der Bund“ hat mit ihrer Auflage von zwei Millionen eine mächtige Stimme. Ein im „Bund“ veröffentlichter Artikel beschuldigt die Moralische Aufrüstung, mit den Nazis in Verbindung gestanden zu haben. In ganz Deutschland, in Redaktionen und Gewerkschaftszentralen wird man den Laures diese Verleumdung zitieren, die aus einem kleinen politischen Blatt im schweizerischen St. Gallen stammt. Niemand weiß, wer sich die Mühe gemacht hat, diesen Artikel überall dorthin zu senden, wo die Laures eingeladen sind. Wer hat Angst vor der Moralischen Aufrüstung?

Victor und Irène Laure sind nicht naiv. Sie wissen, auch wenn der Krieg mit den Waffen aufgehört hat, so ist die ideologische Auseinandersetzung voll im Gange. Es ist für sie ein leichtes, die Wahrheit festzustellen, da ein Bericht der Gestapo aus dem Jahre 1942 die Moralische Aufrüstung als den Erzfeind des Nationalsozialismus angreift. Martin Flutsch, der als Dolmetscher die Laures begleitet, kennt den Verfasser jenes Artikels – er hat inzwischen die Zeitung verlassen müssen.

Hans Böckler hat Irène Laure schon einige Male reden hören und stellt ihr seine nächste Frage:

„Ob Sie vor Arbeitern oder Unternehmern sprechen, Sie sagen das gleiche, Ihre Botschaft ist die gleiche. Ich verstehe das nicht.“

„Für mich“, antwortet sie, „ist das, was man den Klassenkampf nennt, ein Kampf um die Macht und nicht um das Wohlergehen der Armen und Unterdrückten.“

Gäbe es eine bessere Art, dies zu dokumentieren, als von den sozialen Errungenschaften zu berichten, die in Frankreich durch ihre und Robert Tilges Änderung erreicht wurden? Davon erzählt sie mit vielen Einzelheiten.

„Ja, nun verstehe ich“, sagt nachdenklich Hans Böckler am Ende des Abends. „Wenn die Menschen sich ändern, ändert sich die Struktur der Gesellschaft, und wenn die Struktur der Gesellschaft sich ändert, ändern sich die Menschen.“ Der Abend ist fortgeschritten. Draußen stehen, unheimlich in der Nacht, die Ruinen von Köln. In Hans Böckler ist eine neue Hoffnung.

„Auf Wiedersehen in Caux, im nächsten Sommer“, sagt Victor Laure.

„Einverstanden.“

Eine echt französische Umarmung bekräftigt das Versprechen.

Ein anderer Abend, eine andere Umgebung, in Düsseldorf. Im großen Saal, in dem Irène Laure und ihre Freunde gesprochen haben, finden sich Gesprächsgruppen zusammen.

Ein kräftig gebauter junger Mann macht sich den Weg frei zu Irène Laure:

„Ich war Nationalsozialist. Als Soldat war ich drei Jahre in Frankreich, dann noch einmal drei Jahre als Kriegsgefangener. Als ich freigelassen wurde, hatte ich nur einen Wunsch: mit meinen Freunden zu Hause in aller Stille unsere Vergeltung vorzubereiten. Nach dem, was ich heute

abend gehört habe, verstehe ich, daß man auf Haß nichts aufbauen kann.“

Irène Laure schweigt. Gedanken bestürmen sie.

„Ich gratuliere Ihnen zu dieser Arbeit“, fährt er fort, „und wünsche Ihnen großen Erfolg.“

„Nein.“

Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

„Nein“, wiederholt Irène Laure, diesmal behutsamer. „Warum sollte es meine Arbeit sein? Warum nicht die Ihre?“

Stillschweigen.

„Ich danke Ihnen, Madame. Sie können mit mir rechnen. Ich werde mich mit Ihnen für die Einigkeit unserer Völker einsetzen.“

Der falsche französische Patriotismus, der Egoismus, die Frucht, die Rivalität, die Enttäuschung, die Vorurteile und die Leiden der Vergangenheit standen zwischen uns.

Aber müssen wir immer Furcht haben? Spaltung ist das Kennzeichen unserer Zeit – können wir nicht das Geheimnis der Einigkeit finden?

Zwischen den beiden Kriegen habe ich deutsche Kinder aufgenommen und mit meinen eigenen erzogen. Ich versuchte, eine haltbare Freundschaft zwischen den Kindern dieser Generation wachsen zu lassen.

Es war umsonst. Es genügt nicht, gut zu sein. Eine gemeinsame Ideologie ist nötig für beide Völker – aber welche? Die Ideologie, die persönliche, nationale und internationale Änderung bewirkt.

Die Welt hat uns als Erbfeinde eingestuft. Wir können Erbfreunde werden, die die Welt durch die Kraft ihrer Einigkeit in Staunen versetzen.

Caux, September 1949

Berlin

Tag und Nacht, bei Nebel und Sonne dröhnen die amerikanischen Flugzeuge über Deutschland hinweg. Seit dem 24. Juni 1948, an dem die Sowjets die Blockade über Berlin verhängt haben, landet alle drei Minuten eine Maschine auf dem Flughafen Tempelhof. Mit Hilfe der achttausend Tonnen, die diese Flugzeuge jeden Tag transportieren, können die Berliner überleben. Sie haben die Gewißheit, daß man sie nicht fallen lassen wird.

Die Luftbrücke ist eine Brücke der Solidarität, der Versöhnung. Victor und Irène Laure haben ihren Anteil daran.

Alle, die sie treffen, werden von ihnen ermutigt:

Ernst Reuter, dessen Wahl zum Bürgermeister im Osten der Stadt Ärger verursacht.

Franz Neumann, der Metallarbeiter, der in der Parteiversammlung trotz der Gegenwart sowjetischer Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gewagt hat, die Einverleibung der Sozialistischen Partei in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands zu verweigern.

Ernst Scharnowski, neu gewählter Vorsitzender der freien Gewerkschaften in Berlin.

Wie so viele andere Berliner Sozialisten, waren diese Männer den Verfolgungen des Nationalsozialismus ausgesetzt, haben aber nie aufgegeben. Der Besuch von Sozialisten aus Ländern, mit denen Deutschland im Krieg stand, hat sie wieder in die Völkerfamilie zurückgebracht und bewegt sie:

„Wie kann ich Ihnen helfen?“ fragt Scharnowski.

Er nimmt seine Geldbörse und leert sie in Irène Laures Hände. „Es ist alles, was ich habe. Darf ich es Ihnen geben?“

Zu Fuß gehen sie von einer Versammlung zur anderen. Was sie sehen, erfüllt sie mit Grauen.

„Alles ist zerstört, zerstört“, wiederholt Victor bestürzt.

Für Irène Laure sind es nicht so sehr die kilometerlangen Trümmerhaufen, die sie bedrücken, sondern die Menschen, die da hausen, die Familien, die man vor den Keller-
eingängen – unter einsturzgefährdeten Mauern – erblickt.

Mitten in den Trümmern Hunderte von Frauen. Mit ihren bloßen Händen verrichten sie Bulldozerarbeit. Ziegelstein um Ziegelstein, Steine und Geröll, werden dort aufgehäuft, wo einmal Straßen waren. Verblichene Kopftücher, blutende Hände und Füße. „Das habe ich gewollt“, sagt sich Irène Laure. „Ich habe die Zerstörung Deutschlands gewollt. Ich habe mich gefreut, als die Bomber über unsere Köpfe nordwärts flogen.“

Sie sieht diese Frauen an. Deren Leid und die eigene Scham brennen ihr im Gesicht. Eine kleine Erhöhung aus ein paar Steinbrocken wird rasch aufgebaut. Jemand gibt ein Signal zum Sammeln. Von überall her strömen die Frauen zusammen. Sie sind stumm unter dem grauen Himmel, gebeugt vor Angst vor neuer Kalamität.

„Nie wieder soll solches Leid über euch kommen“, sagt ihnen Irène Laure. „Ich schwöre euch, daß ich mich mit meiner ganzen Kraft dafür einsetzen werde, daß das Elend, das jetzt auf euch lastet, in der Welt unmöglich gemacht wird.“

Ein paar Frauen schauen auf, als hätten sie ein Licht erblickt. Sie verstehen nicht alle Worte, sie horchen mit dem Herzen.

Sie werden wieder gehen und weiter mit ihren Händen

den Schutt abtragen: Es gilt 75 Millionen Kubikmeter fortzuräumen. Dennoch – es gibt Vergebung, es gibt Änderung, und nach den Trümmern gibt es den Wiederaufbau – den des Geistes und den der Städte. Durch Irène Laure haben die Frauen ihre Würde wiedergefunden.

Es war eine schicksalhafte Begegnung: Die Änderung wirkte auf beiden Seiten – Irène Laure bleibt ebenso davon gezeichnet wie diese Frauen. Viele Jahre später, als sie Großmutter und Urgroßmutter ist und manchmal genug hat vom Kämpfen und von den vielen Reisen, wird ihr der Gedanke an die Frauen von Berlin den Mut geben, nicht stehenzubleiben.

Ich bin Großmutter und streite um eine bessere Welt für meine Enkel. Ich bin Sozialistin, seit ich anfang, mir Gedanken zu machen. Der Sozialismus war das Ideal meines Lebens. Früher konnte der Sozialismus Frankreichs Jugend begeistern und der Welt Hoffnung geben.

Als Sozialistin habe ich über Frieden und Brüderlichkeit gesprochen. Es war mir ein großer Schmerz, daß der Sozialismus nicht einig genug und nicht stark genug war, um Kriege zu verhindern. Ich hatte stets gedacht, daß der Sozialismus der Welt den Frieden brächte.

Ich habe versucht zu begreifen, warum wir die Einigkeit und die Kraft dazu nicht hatten, und ich gab die Schuld den Kapitalisten, den Bankiers und ihrem System – sie waren verantwortlich für unsere Niederlage. Ich konnte wohl ihre Fehler, nicht aber die unseren sehen.

Mein Mann und ich waren diesen Winter elf Wochen in Deutschland. Dort habe ich meine Verantwortung den Deutschen gegenüber erkannt. Mein Haß gegen sie, die Zerstörung, die ich gewünscht hatte – das waren nicht Sozialismus, nicht Brüderlichkeit. Nie macht ein Volk alleine Krieg, das habe ich eingesehen, und ich habe die Verantwortung meines Landes verstanden. Vieles wäre zum Beispiel in der Geschichte anders gegangen, hätte man den Vertrag von Versailles revidiert.

Wir müssen den Frieden auf Felsen bauen. Für diese Idee habe ich alles aufgegeben. Ich hoffe, daß meine Enkel erleben werden, was ich mit zwanzig Jahren gesucht habe, und daß sie die Hoffnung finden werden, die der Aufbruch des Sozialismus einst der Welt gab.

Berlin, 28. Juni 1949

Die Kapelle

Die weiten Reisen der Laures führen sie einige Male um die Welt. Oft, sogar sehr oft, werden sie unter den Belle-Époque-Türmchen von Caux haltmachen. Während des Sommers 1950 treffen sie Hans Böckler dort und viele andere ihrer neuen deutschen Freunde.

Die Schweizer Berge gewinnen langsam das Herz des leidenschaftlichen Seemanns:

„Alles muß sich ändern“, erklärt Victor Laure schmunzelnd. „Früher war ich Seemann, heute helfe ich hier im Garten.“

Die Tage vergehen. Jeden morgen verläßt er das Schlafzimmer, um auf der Terrasse seine Zigarette zu rauchen.

Eines Tages sagt ihr eine Schweizerin: „Heute morgen in der Messe habe ich Ihren Mann gesehen.“

Irène Laure muß sich zusammennehmen, um ihr nicht ins Gesicht zu lachen. Sie kennt doch ihren Victor. Fünf- und vierzig Jahre ist er überzeugter Marxist. Er hat einen tiefen Zorn gegen seine Kirche, die er Komplizin des Kapitalismus nennt.

Am nächsten Morgen nimmt Victor Laure sein Päckchen Gauloises und geht wieder. Sei es aus Neugierde, sei es aus Zweifel, Irène geht ihm nach.

Mit seinem ruhigen Seemannsschritt nimmt er den Weg hinauf zur Kapelle. Wie von einem Magneten gezogen, nimmt sie den gleichen Weg. Vom kleinen Arkadenvorbau aus blickt sie vorsichtig durch die Tür: Im Halbdunkel der

Kapelle kniet ihr Mann, das Gesicht in seinen Händen. Sie gerät restlos aus der Fassung. Das ist ein solches Ding der Unmöglichkeit, daß sie keinem Menschen etwas davon sagt.

Die Tage vergehen. Sie würde gerne mit ihm darüber sprechen, aber sie weiß nicht, wie anfangen . . . und zugeben zu müssen, daß sie ihm wie eine eifersüchtige Frau nachspioniert habe. Der Sommer geht zur Neige, herbstliche Sonnenuntergänge leuchten über den See, das große Haus wird für den Winter geschlossen.

Auf der Durchreise in Neuilly entscheidet Irène Laure, sich der neuen Lage zu stellen:

„Ich habe das Bedürfnis, mit einem Priester zu sprechen“, sagt sie.

Ohne Fragen zu stellen und ohne ihr Erstaunen zu zeigen, bitten die Freunde, bei denen sie zu Gast sind, Pater Finaud zu sich. Er ist der junge Vikar der benachbarten Pfarrei. Er war Feldgeistlicher bei der Fremdenlegion. Um den Kontakt zu erleichtern, wird auf einem hübschen Tablett Tee für sie beide hereingebracht.

Irène Laure hat Vertrauen gefaßt. Sie erzählt alles: das Gute, das Schlechte – und von ihrem Victor.

Pater Finaud schweigt. Sie weiß, daß er sagen wird, was sie fürchtet: „Madame Laure, Sie sollten mit Ihrem Mann sprechen, denn er muß wissen, daß Sie ihn gesehen haben.“

So einfach ist das nicht, selbst für jemanden, der während des Krieges seine Unerschrockenheit bewiesen hat. Es dauert zwei, drei Tage. Als sie sich dann dazu durchgerungen hat, sieht sie zum erstenmal in ihrer dreißigjährigen Ehe Tränen in Victors Augen.

„Als ich in dieser kleinen Kapelle war, überkam es mich wie eine Vision, als dränge mich etwas zurück zum Glauben meiner Väter. Da wir nicht kirchlich getraut sind, habe ich nicht gewagt, dir etwas davon zu sagen, denn du und

deine Ahnen, ihr seid ja Hugenotten. Und schließlich: nach allem, was wir erlebt haben!"

„Wärest du froh, wenn wir...“

„Würdest du gerne, daß wir...“

Von beiden Seiten wurde die Frage gleichzeitig gestellt.

Die Antwort auf die Frage ist eindeutig: Hätte die Kapelle von Sainte Mathilde im Pariser Vorort Puteaux Glocken gehabt, dann hätten sie an diesem 23. November 1950 hell und vernehmlich geläutet, denn Pater Finaud gibt dem Ehepaar Laure den Hochzeitssegen.

„Es geschieht nicht alle Tage, daß ein junger Mann von fünfundzwanzig die Hochzeit seiner Eltern miterleben kann“, kommentiert Louis mit humorvollem Lächeln nach der Feier. Nach dreißig Jahren gemeinsamen Lebens, fünf Kindern, zwei Schwiegersöhnen und vier Enkelkindern eine Trauung!

Die stärkste aller Waffen ist die Zeit der Stille. Durch die Stille machen wir uns auf, die Welt zu gewinnen. Statt Bomben zu werfen und Kanonen abzufeuern – laßt uns still sein und horchen! Für die einen ist es die Stimme Gottes, für die anderen jene des Gewissens. Wenn wir verstehen, in der Stille auf unser Herz zu hören, können jeder Mann und jede Frau teilhaben an der neuen Welt.

Caux, 4. Oktober 1953

Kalkutta

Eine dicke, klebrige Eidechse klettert dicht neben ihr an der blaugetünchten Wand hoch. Entschlossen wendet Irène Laure die Augen ab.

Die Hitze ist fast nicht auszuhalten. Von der Decke hängen keine jener „Kaffeemühlen“, wie sie Victor nennt, die die Luft bewegen und eine Illusion von Frische geben. Solch ein Luxus ist im Büro des Sozialistischen Gewerkschaftsbundes von Indien (Hind Mazdoor Sabha) nicht vorhanden, obwohl der Bund in diesem Jahr 1953 die beträchtliche Mitgliederzahl von 80000 aufzuweisen hat.

Jemand hat drei Stühle für die Besucher aufgetrieben. Am Boden sitzen, eng aneinander gereiht, die dreißig Sekretäre der bengalischen Sektion dieses Gewerkschaftsbundes.

„Und jetzt“, sagt der Redner, „fange ich noch einmal von vorne an.“

Es ist Sibnath Banerjee, ihr Bundesvorsitzender, ein Mann mit feuriger, energischer Sprache. Von Kindesbeinen an war er ein militanter Kämpfer für die Arbeiterschaft und hat die Verfolgung und den politischen Untergrund kennengelernt. Als er 1922 wieder einmal aus dem Gefängnis von Kalkutta entlassen wurde, macht er sich auf nach Moskau, zu Fuß, über der Schulter nur ein kleines Bündel, aber mit einer großen Hoffnung im Herzen – eine Kleinigkeit von sechstausend Kilometern per Anhalter, mit Fuhrwerken, in Güterwagen, auf dem Rücken von Mauleseln oder einfach zu Fuß. Zwei Jahre in Moskau. Wie ein Waisenkind

wird er hinter Lenins Sarg hergehen. Nach Bengalen zurückgekehrt, nimmt er den zähen Kampf für die Rechte der indischen Arbeiter und die Freiheit auf.

Fünf Jahre sind seit der Unabhängigkeit und der brudermörderischen Trennung von Indien und Pakistan vergangen. Bengalen ist zweigeteilt worden, es herrscht ständige Spannung. Die blühende Juteindustrie ist von ihren Rohstoffen, die jetzt auf der anderen Seite der neuen Grenze liegen, abgeschnitten. Siebentausend Flüchtlinge haben sich auf den Bahnsteigen des imposanten viktorianischen Bahnhofs von Kalkutta – ohne Wasser und ohne Hoffnung – niedergelassen.

Der politische Machtkampf nährt sich vom Elend und vom Groll, der sich täglich in Krawallen und Demonstrationen Luft macht. Auf den Transparenten leuchten Hammer und Sichel, und Stalin wird bei seinem Tod wie ein Vater beweint. Einige Wochen zuvor, am 8. Januar 1953, sendete Radio Moskau in seinem Indien-Programm eine Warnung: Die Anwesenheit Frank Buchmans und seiner Freunde sei eine Gefahr für die Inder, da sie „das Ende des Klassenkampfes sowie christliche Nächstenliebe“ proklamieren.

Sibnath Banerjee ist einer von jenen Indern, die Frank Buchman um Hilfe ersucht haben. Dieser kommt mit einem Team von ... zweihundert Menschen! Auf seine Art zeigt er, wie er sich Mannschaftsarbeit vorstellt – denn darum hatten die Inder ihn gebeten.

„Ich fange noch einmal von vorne an“, sagt also Sibnath Banerjee zu seinen engsten Mitarbeitern. „Der Fünf-Jahres-Plan muß gelingen, sonst werden Armut und Not noch größer. Der Erfolg wird aber auf allen Stufen durch Veruntreuungen, Eifersüchteleien und Ressentiments in Frage gestellt. Heute habe ich entdeckt, daß man in sich selbst das Gegengift zu diesen Übeln finden kann. Nur wenn wir den

Preis zahlen, können wir unser Land aus der Not herausführen.“

Der Nachmittag neigt sich dem Ende zu. Irène Laure verbeugt sich auf indische Art mit gefalteten Händen, um sich zu verabschieden. Man wartet auf sie: Eine Familie aus Marseille – was birgt das Leben doch für Überraschungen – hat sie zu einer selbstgekochten Bouillabaisse eingeladen!

Von Weggehen-Können ist aber keine Rede. Zuerst muß man sich „bekränzen“ lassen, wie es Victor nennt. Reiche Blumenketten werden den Gästen umgehängt, die sich für die traditionelle Tasse Tee wieder setzen müssen. Aus einem recht zweifelhaften Behälter wird Tee eingegossen, die Tassen werden von einer Hand zur nächsten gereicht, bis sie die Gäste erreichen. Es folgen fette, kleine, mit Curry gefüllte Pfannkuchen. Brüderlichkeit gilt vor allem, sagt sich Irène und ißt und trinkt, was ihr die armen und so großzügigen Genossen vorsetzen. In einem solchen Fall muß man vergessen, daß in diesem Quartier die Cholera ausgebrochen ist – auch die Ermahnungen der Herren Doktoren muß man vergessen. Was die Bouillabaisse betrifft, sie muß eben ein Weilchen weiterköcheln.

Irène Laure wird Sibnath Banerjee einige Male in seinem Zuhause wiedersehen. Ein kümmerliches Gäßchen mit den wackeligen drei Häuschen inmitten vieler ähnlicher „Wohnungen“: Mit Stricken werden Jutesäcke über ein Holzgerüst gelegt und zusammengebunden.

In den drei winzigen Räumen des Häuschens wohnen die siebzehn Mitglieder der Familie Banerjee. Die zweiundneunzigjährige Großmutter sieht erstaunt auf, und der jüngste Enkel, zweieinhalbjährig, fährt mit einem neugierigen Finger an den Nylonstrümpfen der fremden Dame entlang. Das Hauptzimmer ist alles auf einmal: Küche, Schlafzimmer, Wohnraum und Büro. Ein nicht enden wol-

lender Zug von Arbeitervertretern, die dort ihre Anweisungen holen und ihre Beiträge zahlen.

Schon gut erzogen, haben Victor und Irène Laure ihre Schuhe vor die Eingangstür gestellt und haben sich im Schneidersitz auf dem niedrigen Bett, das nur aus einem Brett besteht, niedergelassen. Ein Schwiegersohn trägt ein Tagore-Lied vor. Frau Banerjee und die Töchter des Hauses reichen Süßigkeiten aus Büffelmilch. Banerjees Kollegen fragen die Laures über Frankreich aus, über den Arbeitskampf, die Lebensbedingungen der Arbeiter und die der Unternehmer. Irène Laure fühlt keinen Anspruch auf Macht in den Männern, nur ungeduldiges Hoffen auf Gerechtigkeit, eine Ungeduld, die sie mit Besorgnis erfüllt: Mögen wir diese Menschen nicht enttäuschen!

Deswegen erzählt sie ihnen von dem, was ihr am meisten am Herzen liegt und wofür sie einen so hohen Preis gezahlt hat: die deutsch-französische Einheit. Staunen überkommt sie, denn ihre einfachen Worte haben in ihren Zuhörern Hoffnung geweckt. Sie entdecken, daß die Änderung unter den Menschen schneller sein kann als die Geschichte.

Irène Laure hört zu, antwortet, lacht mit. Nur – das niedrige Bett aus Holz und der Schneidersitz verursachen Krämpfe in den Beinen! Da sie eine praktische Revolutionärin ist, zieht sie die Konsequenzen: vom nächsten Morgen an macht sie Gymnastik, damit die Kniegelenke biegsamer werden.

Delhi und Dacca haben in diesen Tagen einen Vertrag unterzeichnet: Westpakistan wird im Austausch für seine Jute Kohle für die eigene Industrie erhalten. In Kalkutta können die Jutefabriken in Betrieb bleiben – sie geben Hunderttausenden mit ihren Familien Arbeit und Brot.

Victor und Irène Laure werden eingeladen, einige dieser Fabriken zu besichtigen, in denen unter unbeschreiblichem Staub und Getöse die Jute verarbeitet wird. In Schiffen wird

die rohe Jute antransportiert, bis sie, als Säcke in Ballen verpackt, die Fabrik wieder verläßt. Frauen schleppen all die Lasten in diesem langen Herstellungsprozeß. Sie haben ihre Babys in der Kinderkrippe gelassen, einem großen dunklen Raum gleich neben den Werkshallen. Irène Laure will sich schon darüber empören, daß diese Babys nackt auf dem Boden liegen, als sie begreift, daß es den Kindern so weniger heiß war, als wenn sie in schönen kleinen Betten lägen.

Als sie aus den Fabrikhallen kommen, ist sogar die gleißende Sonne eine Erleichterung. Dreihundert Arbeiter warten im Hof auf sie. Sie sitzen auf dem staubigen Boden. Es werden Blumengirlanden gebracht und Tee; es ist wieder ein so warmherziger und freundlicher Empfang, daß sie sehr bewegt sind. Ein Gewerkschaftsführer übersetzt auf Bengali, was die Laures und ihre Freunde sagen.

Wie überall sitzen die kleinen Kinder vorne dicht gedrängt mit ihren glutschwarzen Augen, mit – vor Staunen oder Lachen – offenem Mund. Welche Aufregung unter ihnen, als sich Irène Laure mit einer Geste ausdrückt, um sich besser verständlich zu machen: „Wenn ich mit dem Finger auf meinen Mann weise, dann zeigen drei Finger auf mich zurück!“

Die Kinder versuchen es selber. Diese einfache Lebenswahrheit, die den Familienfrieden und den sozialen Frieden erhalten könnte, dringt – ohne Vermittlung des Dolmetschers – in die Herzen ein. Dabei sind die Kinder nicht die einzigen, die den Trick versuchen. Unter den Arbeitern und den Werkleitern sieht man so einige Finger sich biegen und wieder ausstrecken.

„Sie haben uns etwas Erstaunliches gebracht“, sagt einer der Arbeitervertreter. „Ich weiß nicht, ob wir uns je wiedersehen, aber wir werden nie vergessen, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, aus Frankreich hierherzukommen und uns ihre Liebe auszudrücken.“

Wenn Kalkutta der Schmelztiegel der Arbeiterbewegung ist, ist es auch die Metropole des Reichtums.

Als unerträglich empfindet Irène Laure die Üppigkeit, die sie, wenige Minuten Autofahrt von der Jutefabrik entfernt, umfängt.

„Hier kann ich nicht eintreten – niemals“, sagt sie. Düstere Entschlossenheit hat sich über ihr Gesicht gelegt.

Gewaltige Portale, von Dienern in hochroter Livree und mit Federbusch am Turban eingerahmt, öffnen sich auf einen Traumpark. Wasserspiele, samtweiche Rasen, kühler Schatten unter blühenden Bäumen. Pfaue schlagen ihr Rad. Das Haus ist ein Palast – aber Irène gehört zu einer anderen Welt, jener der armseligen Teufel, über die sie nachts auf der Straße hinwegsteigen muß, der Welt des kleinen Bettlers, der sie jedesmal anlächelt, wenn sie ihn trifft – er ist kaum so alt wie Paulettes kleine Christine.

Wenn man auch nur einen Abend hinter diese vergoldeten Portale geht, bedeutet das nicht, sich auf eine Stufe mit den Ausbeutern zu stellen?

Sie muß an die Unternehmer von Nordfrankreich denken, die für sich das Recht in Anspruch nahmen, ihr Leben und ihr Vermögen in eine Revolution zu investieren, von der sie – Irène Laure – gemeint hatte, sie sei denen vorbehalten, die nichts besitzen. Welches Recht hat sie, den Reichen des heutigen Abends die Gelegenheit zu nehmen, ihren Egoismus anzugehen?

Mit Tränen in den Augen tritt sie ein.

Tränen wird man an diesem Abend noch in anderen Augen sehen, denn Irène Laure vermittelt ihren in Seide und Diamanten gekleideten Zuhörern die Überzeugung, daß auch sie die Aufforderung zur Änderung ergreifen können.

Wenn ich diese Tausenden von unglücklichen Menschen sehe, das unermeßliche Elend, dann denke ich an die große Not sonst, sei es in China, in Brasilien, in einigen europäischen Ländern – überall ist Not.

Und ich sage mir: Das ist eine Herausforderung an unsere Vernunft, an die Wissenschaft, an die Technik, an alle Hilfswerke – das ist eine Herausforderung an den gesunden Menschenverstand, an das Christentum, an den Buddhismus, an den Islam, an die Juden, an die Marxisten.

Liegt nicht in der Not das Versagen des alleinigen guten Willens? Wann werden wir dem ungeheuren Egoismus, der Begehrlichkeit, der Unmoral und der Angst ein Ende bereiten, die alle guten Absichten zunichte machen?

Wer will mit uns die Herausforderung annehmen und die überholten Weltanschauungen erschüttern? Die Änderung eines einzelnen oder einer Gruppe durch die vier absoluten moralischen Maßstäbe könnte unsere Welt des Elends in kurzer Zeit in eine Welt der Hoffnung umwandeln. Bleiben Sie nicht Zuschauer am Weg, kommen Sie mit!

Brief aus Srinagar, Kaschmir, 10. Mai 1953

Tunesien

„Bitten Sie mich nicht, dreimal am Tag meine Geschichte zu erzählen! Die Leute kennen sie doch schon.“

Wenn Irène Laure von ihrer Änderung Deutschland gegenüber erzählt, tut sie das mit so viel Herz und Überzeugungskraft, daß niemand unberührt bleibt. Während der Konferenzen in Caux wird sie oft gebeten, davon zu sprechen. Nur wenige verstehen, wie sie darunter leidet. Und wenn sie sich einmal innerlich dagegen gesträubt hat, so gibt sie nachher ihr Äußerstes: Es ist, als ob sich alles gestern ereignet habe und sie zum erstenmal davon spreche.

An jenem Septembermorgen 1953 sind unter den Zuhörern viele, die sie schon einmal erlebt haben, aber für einen Gast ist es das erste Mal. Die schlichten Worte Irène Laures veranlassen Mohamed Masmoudi zu einer Überlegung, die sich für ihn und für sein Land als entscheidend erweisen wird. Tunesien scheint in die Fänge der Gewalt zu fallen. Sabotageakte und Attentate nehmen überhand, die Unterdrückung wird härter. Von den Führern der nationalistischen Neo-Destour-Bewegung ist Mohamed Masmoudi als einziger nicht in Haft.

Jean Rous – der zusammen mit Irène Laure im Hauptvorstand der Sozialistischen Partei gewesen war – macht ihm den Vorschlag, nach Caux zu gehen: Masmoudis Interesse ist geweckt.

Seit Monaten spielt er Katz und Maus mit der französischen Polizei, deswegen scheint diese Reise mit einem ge-

wissen Risiko belastet: Kommt er über die Grenze oder nicht?

Weder auf der französischen noch auf der Schweizer Seite verlangt man seine Papiere. Als die Zollschranken hinter ihm liegen, atmet er auf. Im stillen fragt er sich sogar, ob er nicht die Gelegenheit ausnützen und nach Kairo oder nach Libyen fliehen soll, um sich dort denen anzuschließen, die von außen den bewaffneten Widerstand der Tunesier gegen Frankreich organisieren.

Er betrachtet Caux mit Zurückhaltung, denn er selbst kommt aus heftigen Auseinandersetzungen, und er sieht die Menschen dort als gutwillige – aber eben doch Außenstehende – an. Am Morgen nach seiner Ankunft spricht Irène Laure – was sie sagt, ergreift ihn. Er weiß, daß 1953 die Wunden des Krieges noch nicht verheilt sind. Was zwischen Franzosen und Deutschen möglich geworden ist, könnte das nicht zwischen Franzosen und Tunesiern möglich werden, die nicht durch eine so lange leidvolle Geschichte voneinander getrennt sind?

Er unterhält sich mit Irène Laure und erzählt ihr von seiner Mutter, die ihm von Sousse schrieb: „Heute war die Polizei hier und hat Deinen Bruder geholt. Ich bitte Gott, Dich zu segnen und die Franzosen zu verfluchen.“

Am dritten Tag seines Aufenthaltes spricht er zu den Anwesenden. Er ist befreit vom Wunsch nach Vergeltung und ist bereit, die Hand zu reichen. „Ich habe meiner Mutter auf ihren Brief geantwortet, daß sie für mich beten, aber die Franzosen nicht verfluchen soll. Seit heute morgen sage ich mir, daß man denen eine Chance zur Änderung geben muß, die man für unfähig hielt, sich zu ändern.“

Masmoudi kehrt ohne Schwierigkeiten nach Paris zurück. In den kommenden Wochen wird er eine verständnisvolle Aufgeschlossenheit zeigen, mit politischen Führern Frankreichs – wie Robert Schuman, dem damaligen Außen-

minister, und Pierre Mendès-France, der nach Frankreichs Niederlage bei Dien Bien Phu im Juni Ministerpräsident wird.

Mittlerweile hat sich in Tunesien die Lage verschärft.

Im Juni 1954 werden Victor und Irène Laure von tunesischen Freunden, die im vorhergehenden Sommer in Caux waren, nach Tunis eingeladen. Einige Tage nach ihrer Ankunft wird von Premierminister Mendès-France ein Vorschlag zur inneren Autonomie für Tunesien veröffentlicht, der wie eine Bombe einschlägt.

In dieser Situation tun die Laures und ihre Freunde alles, um Brücken zu bauen: Sie sprechen mit Gewerkschaftlern, sie treffen führende Tunesier und Franzosen und halten eine Pressekonferenz.

Der stellvertretende Erziehungsdirektor stellt ihnen seinen Vorgesetzten – einen Franzosen und seinen Erzfeind – vor, mit dem er Frieden geschlossen hat. Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch im Erziehungsministerium bricht vor diesem Gebäude ein Feuergefecht aus – ein französischer Offizier liegt erschossen auf dem sonnigen Vorhof.

Unter Polizeischutz fahren sie eines Abends in einen Vorort, um eine französische Familie zu besuchen, die zu den sogenannten „Colons“, den Siedlern und Vertretern der Kolonialmacht, gehört. Victor und Irène Laure haben für sie keine guten Ratschläge, sie haben nur Erfahrungen, die sie weitergeben können.

„Mir ist klar“, sagt Irène Laure, „daß die Probleme dieses Landes nicht nur politischer Art sind. Mißtrauen und Vorurteile sind Probleme der Moral, die nach einer Antwort auf moralischer Ebene verlangen – was immer auch an politischer Veränderung herbeigeführt werden muß.“

Wenig später schreibt Außenminister Schuman an Frank Buchman: „Ich habe von der ausgezeichneten Arbeit ge-

hört, die Sie und Ihre Freunde in Tunesien und Marokko geleistet haben. Die Schwierigkeiten sind noch nicht alle überwunden, aber es ist Ihnen gelungen, das politische Klima positiv zu beeinflussen.“

Wir kommen aus Tunesien zurück. Da lebt man in der Angst. Abends stößt man auf Polizeisperren, die Strände sind leer – alle haben Angst. Wir waren: ein Schotte, ein junger Mann, dessen Großvater den Eiffelturm entworfen hat, ein Textilindustrieller aus dem Norden Frankreichs und zwei schwierige Sozialisten – mein Mann und ich!

Wir trafen uns mit Tunesiern, mit dem Generalgouverneur, wir hielten eine Pressekonferenz. Nach einem Abend mit Franzosen sagte einer der schwierigsten Siedler, der nicht aufhören konnte, von dem zu reden, was Frankreich für Tunesien getan hatte: „Ich erkenne, daß wir Unrecht getan haben.“

Wir Franzosen, die wir dorthin gereist waren, haben die Lage in Tunesien begriffen. Wir mußten uns für die Haltung mancher Franzosen und mancher Regierungsmitglieder diesem Volk gegenüber entschuldigen, denn wir sind ja das sogenannte Land der Freiheit. Und ich liebe die Freiheit – für mich – und für die anderen. Will man die Freiheit für sich, muß man fähig sein, sie weiterzugeben. Allein so kann man sie erhalten.

Wäre ich vor meiner Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung nach Tunesien gegangen, hätte ich trotz meines guten Willens und trotz meiner Klarsicht das Problem nur aus dem französischen Blickwinkel gesehen. Jetzt habe ich für Tunesien und Frankreich eine andere Vision. Wenn man sich für die Welt verantwortlich fühlt, schwindet der nationale Egoismus, und man findet neue Perspektiven.

Caux, 5. August 1954

Frank

„Arme Madame Laure, wieviel haben Sie gelitten!“

Wäre das nicht die Haltung gewesen, die Irène Laure in jener ersten Nachkriegszeit von wohlmeinenden Menschen hätte erwarten können.

Doch es waren andere Worte, die ihren Lebensweg entscheidend beeinflussten, und Irène Laure gewann Vertrauen zu dem Mann, der ihr sagte:

„Madame Laure, Sie sind Sozialistin, wie wollen Sie Europa ohne die Deutschen aufbauen?“

Frank Buchmann zeigt ihr nicht, was sie tun soll. Seine Frage ist eine Herausforderung, die sie zwingt, aus sich selber herauszugehen und Verantwortung für die Zukunft zu übernehmen.

1949 bewirkt Irène Laures veränderte Haltung zu Deutschland und zum Unternehmertum unter ihren Genossen eine heftige Reaktion. Sie kommt sich vor, als werde sie von allen Seiten angegriffen. Sie kann es nicht mehr aushalten. Sie reist nach Caux zu Frank Buchman.

„Es tut mir leid, ich kann nicht mehr, ich will zurück nach Hause. Auch dort braucht man mich. Ich will wieder als Krankenschwester arbeiten. Das wird für alle besser sein.“

Frank Buchman äußert kein Mitleid, er nimmt nicht Partei – weder für sie noch für ihre Gegner. Er gibt ihr keine

Ratschläge. Sie sind beide still. Dann sagt er vier Zeilen eines englischen Spruchs:

„Dare to be a Daniel, dare to stand alone,
Dare to have a purpose true, dare to make it known.

Wage, ein Daniel zu sein – wage, allein zu stehen,
wage, ein rechtes Lebensziel zu haben,
wage, es bekannt zu machen.“

Auf einmal findet Irène Laure die verleumderischen Angriffe weniger untragbar.

Man sieht es selbstverständlich in der Cité Malesherbes nicht gerne, daß sie mit den „Haien“ des nordfranzösischen Unternehmertums verkehrt. Ihr Fall soll vor die Disziplinarkommission kommen.

Eines Abends klingelt bei Guy Mollet, dem Generalsekretär der SFIO, das Telefon. Es ist Léon Blum. Er ruft aus Jouyen-Josas an, wo er seit seiner schweren Erkrankung lebt:

„Wenn ihr Irène Laure vor ein Disziplinargericht stellt, werde ich als ihr Verteidiger auftreten. Das könnte mich mein Leben kosten, aber ich werde darauf bestehen.“

Léon Blum muß nicht soweit gehen, denn langsam steckt die Opposition zurück. Jean Courtois – der aufbrausende Generalsekretär der sozialistischen Jugend, der über Irène Laures Rücktritt bitter enttäuscht war – kommt sogar nach Caux, um besser zu verstehen, was zu ihren Lebensinhalt geworden ist.

Frank Buchmann redet nicht viel, er fragt nicht viel. Er versucht auch nicht, etwas über Victor und Irène Laures geistiges Leben zu erfahren. Er weiß, daß ein Wort am falschen Platz, zur falschen Zeit sie sehr rasch in ihr geliebtes Südfrankreich zurückbrächte. Wohl aber läßt er sie teilhaben an seinem Leben – das ist eine Herausforderung, die sie unausweichlich zu Gott führt.

Auch Louis schlägt er Unmögliches vor. Louis sagt nicht nein.

Es war in Miami. Gewerkschaftsvertreter und Direktoren der öffentlichen Verkehrsbetriebe hatten Frank Buchman und seine Mannschaft zu Hilfe gerufen. Ihr Betrieb stand vor dem Zusammenbruch, ein neuer Geist war unbedingt nötig.

Louis begleitete seine Eltern nach Miami. Ein Kapitel seines Lebens hatte er abgeschlossen, er suchte jetzt seinen Weg.

In Florida ist das Meer besonders blau, der Strand verlockend, und Louis war kein Engel.

Eines Morgens ruft Frank Buchman ihn und seine drei Freunde Georges, Armand und Vincent:

„In der Stille dieser Nacht“, sagte er ihnen, „hatte ich den Gedanken, euch Brasilien anzuvertrauen.“

Die vier unternehmungslustigen jungen Männer schauen sich verblüfft an:

„Was sollen wir denn dort?“

„Eh bien, wenn ihr in Brasilien ankommt, stellt eine Stange hierhin, eine dorthin und spannt ein Seil dazwischen. Hängt euch an dieses Seil und laßt euch, gleich dem Hemd im Wind, im Wind des Geistes wehen.“

Das blieb sein einziger Rat.

Die vier jungen „Gesandten“ stürzten sich in ein unglaubliches Unternehmen. Im Vergleich dazu waren ihre bisherigen Abenteuer ein Kinderspiel. Jetzt ging es um eine lebenslange Verpflichtung.

Das war im Februar 1952. Sie sprachen kein Portugiesisch und hatten kein Geld. Es gelang ihnen ohne Zweifel, in jenem Wind des Geistes zu wehen, denn vier Monate später hatten sie das Geld für ein Sonderflugzeug beisammen, das fünfzig Brasilianer – Vertreter der mächtigen Gewerkschaften, Unternehmer, Journalisten, Professoren – zu einer

Konferenz der Moralischen Aufrüstung in die Vereinigten Staaten brachte. Das war der erste Schritt.

Bei Frank Buchman ist man übrigens vor Überraschungen nie sicher. Er fordert von den Menschen das Höchstmögliche anstatt sie zu etikettieren und abzustempeln.

Einmal ging es darum, einer hochgestellten Persönlichkeit im Vatikan eine Botschaft zu überbringen. Frank Buchman läßt Irène Laure rufen. Sie lehnt den Auftrag rundweg ab.

„Ich bin nicht die richtige Person, um Monsignori aufzusuchen!“

„Sie sind es.“

„Nein.“

„Doch.“

„Nein.“

Frank Buchman kann auch konsequent sein. Wie ein Lehrer alter Zeit greift er nach seinem Stock und sagt:

„Los, los!“

Victor Laure, dem der temperamentvolle Charakter seiner Frau gut bekannt ist, erwartet eine Explosion. Verblüfft sieht er, wie sie in schallendes Gelächter ausbricht und alle Anwesenden damit ansteckt.

Irène Laure wird nicht nur dieses Mal die Monsignori im Vatikan aufsuchen.

Ein Leben, das in allen Dingen vom Glauben getragen wird, ist eines der kostbaren Güter, das Frank Buchman mit der Familie Laure teilt. Er glaubt, daß Menschen Gottes Fürsorge erleben, wenn sie sich von ihm führen lassen. Er erwartet von seinen Mitarbeitern eine ähnliche Einstellung.

Seine engsten Freunde bekommen zu ihrem Geburtstag von ihm ein gesticktes Taschentuch geschenkt: „Hier ist euer Jahresgehalt“, sagt er mit verschmitztem Lächeln.

Frank Buchmans weltumspannende Arbeit, die vielen

Reisen, die Konferenzen und der Unterhalt der Konferenzzentren wie Caux – alles wird seit Jahrzehnten von persönlichen Opfern und Beiträgen getragen: Ist das nicht Grund genug, auch den Kleingläubigsten zum Glauben zu verhelphen? Irène Laure liebt solch eine Lebensweise – diese Art der Finanzierung findet sie ganz natürlich.

Als sie alle ihre Ämter verließ, hat sie in der Tat – ohne sich dessen bewußt zu sein – das konkrete Experiment einer echten sozialistischen Gesellschaft gewagt: die Demonstration der Uneigennützigkeit und des Miteinander-Teilens.

Ein Leben in freiwilliger, unbezahlter Arbeit verlangt Opfer, aber Geschenke gibt es auch. Als sie sich zum Einsatz an Frank Buchmans Seite entschied, begrub Irène Laure unter anderem die Hoffnung, je mit ihrer Familie in eine bessere Wohnung als die in der Arbeitervorstadt Aubagne ziehen zu können.

Einmal kommt Louis aus seinem geliebten Brasilien zu Besuch. Er geht zu einem alten Familienfreund:

„Monsieur Bronzo, ich möchte etwas für Papa und Mama tun. Ich möchte für sie ein Häuschen finden statt ihrer alten Wohnung. Wissen Sie Rat?“

„Hör zu, Louis, ich hab' da ein Grundstück in La Ciotat. Komm mit, und such dir davon eine Ecke aus, die dir gefällt.“

Diese Erde ist steinig, dürr und ohne Bäume, wie jedes Stück Land, das gut für den Weinbau ist. Im Osten und Norden begrenzen es sanfte Hügel, auf denen die Sonne spielt. Im Süden ahnt man Victors große Liebe – das Meer.

Louis setzte den Grundstein, und jedesmal, wenn er aus Brasilien kam, sah er, wie das Haus wuchs und auch die Platanen, die Victor gepflanzt hatte. Irène Laure gab ihrem neuen Zuhause in Erinnerung an ihre Schweizer Kindheit einen Namen: La Sarine (die Saane).

Der Kunstschmied von Ceyreste kam, um das Geländer für Balkon und Stiegen zu setzen – Victor und Irène waren voll freudiger Ungeduld schon eingezogen. Als Louis die Rechnung für die Arbeit prüft, stellt er erstaunt fest, wie niedrig sie ist:

„Sie haben sich hier sicher getäuscht“, sagt er.

„Nein, das ist mein Preis.“

Nachdem die Arbeit beendet ist, erklärt der Kunstschmied: „Sehen Sie, Monsieur Laure, ich muß Ihnen sagen, warum ich so wenig verlange. Während des Krieges saß ich im Gefängnis Les Baumettes, in Marseille. Ich habe es Ihrer Mutter zu verdanken, daß ich nicht Hungers gestorben bin – sie hat es geschafft, uns trotz des Gitters um das Gefängnis so vieles zukommen zu lassen.“

So geschah es, daß die Gitter von „La Sarine“ zu einem Teil der Geschichte dieses Weges zu Freiheit und Glauben geworden sind.

Vietnam

Es ist der 5. Juli 1953. Ein alter, klappriger Bus fährt vom Flughafen Thán Son Nhut nach Saigon. Die Passagiere wurden gewarnt und haben vorsichtigerweise die Fensterplätze freigelassen. Vorsicht ist in der Tat geboten, denn ein Jahr nach Abschluß der Genfer Konferenz weiß man in Südvietnam, daß der Krieg nur auf dem Papier aufgehört hat.

Victor und Irène Laure mit ihrem Team von fünfzehn Freunden sind Gäste der Regierung im Hotel Majestic – das übrigens vierzehn Tage später in die Luft fliegen wird. Von seiten der französischen Botschaft werden sie – die ersten französischen Gäste des Regimes nach der Schlacht von Dien Bien Phu – ignoriert.

Man feiert den ersten Jahrestag der Unabhängigkeit. Irène Laure will morgens das Hotel verlassen, als der Portier – schon ein Freund – sie vor dem Ausgang zurückhält:

„Ich würde Ihnen raten, heute nicht auszugehen. Es könnte gefährlich werden.“

„Machen Sie sich keine Sorgen um mich. Ich muß den Präsidenten sprechen.“

„Sie, den Präsidenten sehen? Begreifen Sie denn nicht, daß so etwas unmöglich ist?“

Der Portier traut seinen Ohren kaum, als er mittags am Rundfunk Irène Laures mitreißende Stimme hört, nachdem der Präsident sie und ihre Freunde aus Italien, Dänemark, Japan und Afrika den Hunderten von Gästen in den Gärten des Palastes vorgestellt hat.

Nach ihrer Rückkehr erzählt Irène Laure: „Als ich vor dem Palast mit meiner Rede anfang, wußte ich nicht, ob man mich nicht mit Steinen bewerfen würde – denn ich bin ja Französin. Die Vietnamesen haben unter unserer Herrschaft leiden müssen, und ich kann mir vorstellen, was sie empfinden. Anstatt uns mit Steinen zu bewerfen, haben sie uns mit Beifall empfangen – das hat mich überwältigt. Es hat mir gezeigt, wie nahe wir Menschen einander sind, wenn wir demütig unser Unrecht zugeben und miteinander neu anfangen.“

Zu Vietnam hat Victor Laure eine besondere Beziehung: Hier liegt sein Vater begraben. Louis-Claude Laure war Kommandant eines Schiffes der *Messageries-Maritimes-Linie*, auf dem ein Feuer ausbrach, als es an der Anlegebrücke von Saigon lag. Er konnte alle Passagiere und seine Besatzung retten – das Schiff versank. Er selber starb an den erlittenen Verletzungen. Das war 1902, als Victor vierzehn Jahre alt war.

Vielleicht erklärt das Fehlen eines Familienvaters, warum Victors Mutter und Schwestern so entsetzt waren, als er sich dem Kommunismus anschloß. Diesen Vater entbehrten sie, der Ehre und Tradition ernst nahm und jedes Jahr in der Prozession mit Hingabe die Statue der Mutter Gottes von Notre-Dame de la Garde zum alten Hafen hinuntertrug.

Victor und Irène stehen lange schweigend vor dem einfachen Grab eines Vaters, der viel zu früh zum Helden einer Legende wurde. Über ihnen hängt der graue, monsun-schwere Himmel. Vergangenheit und Gegenwart sind eins: Eine Überzeugung, für die man sein Leben einsetzt, stirbt nicht.

Von allen Seiten tritt man an sie heran und will sie kennenlernen: Regierungsmitglieder, Flüchtlinge aus den Lagern, Studenten, Arbeitervertreter.

Einmal werden sie von Gewerkschaftlern eingeladen. Zu Ehren des französischen Seemanns wird eine gute Flasche hervorgeholt. Victor Laure lehnt ab. „Sie sind der erste Franzose, den ich kenne, der fähig ist, dem Alkohol zu widerstehen – wie kommt das?“

In Victors Augen spielt ein schelmisches Lächeln. „Wissen Sie, als ich Seemann war und unser Schiff in einem Hafen anlegte, war mein erster Gang nicht der in die Kapelle...“

Auf Anhieb hat er seine Zuhörer gewonnen. Im engen Gewerkschaftsbüro sitzt man um die leeren Gläser herum und hört gespannt zu.

In Vietnam lassen Victor und Irène Laure eine Idee zurück, die den Menschen hilft, trotz Sturm und Flut standzuhalten.

Mont Valérien

„Ich habe eine Frage, Madame Laure: Wenn man um Vergebung bittet, wie weiß man, ob der andere einem entgegenkommen wird?“

Abu Sayeed Choudury, der Präsident von Bangladesh, stellt diese Frage aus echter innerer Bedrängnis. Es ist genau ein Jahr her, daß sein Land unter Blut und Tränen geboren wurde.

„Man kann es nie im voraus wissen. Als ich die Deutschen für meinen Haß um Vergebung bat, wußte ich nur eines: Ich mußte es tun.“

Heute weiß sie es: Sie befand sich im Festsaal des Bergvereins in Lens in Nordfrankreich. Zehn Jahre waren seit ihrer ersten Reise nach Deutschland, seit ihrer ersten öffentlichen Rede, in der sie um Verzeihung bat, vergangen.

Stehend hört sie der Marseillaise zu und ist zu bewegt, um mitzusingen. Deutsche Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet, in traditioneller schwarzer Tracht und Feder-Tschako, singen die französische Nationalhymne.

Bundeskanzler Adenauer hat ihnen ermutigende Worte auf den Weg nach Frankreich mitgegeben. Sie bitten nun ihrerseits die Menschen um Vergebung und um einen gemeinsamen Wiederaufbau.

Unter ihnen ist ein Bergmann, der eigentlich Schriftsteller werden wollte, aber seine Sehnsucht zerbrach an den ironischen Sticheleien seiner Frau. Heute steht sie neben

ihm auf der Bühne. Sein Theaterstück „Hoffnung“, das er in Caux geschrieben hat, wird in Lens aufgeführt.

An diesem Abend ist Irène Laure sehr bewegt, nicht nur wegen der Geste der Deutschen, sondern auch weil der Besuch in Frankreich ihr Gelegenheit gibt, mit früheren Freunden und Genossen eng zusammenzuarbeiten.

Der Vorschlag, die erste Aufführung von „Hoffnung“ an St. Barbara, dem Tag der Schutzpatronin der Bergleute, stattfinden zu lassen, stammt von Guy Mollet, dem Bürgermeister von Arras – mit ihm hatte sie 1948, als sie sich zu ihrem Weg entschloß, eine Auseinandersetzung gehabt. Ein weiterer Freund, der wertvolle Hilfe leistet, ist Jean Courtois, jetzt Fraktionsvorsitzender der Sozialistischen Partei im Parlament. Die Einladung zum Theaterspiel unterzeichneten sozialistische Senatoren, Abgeordnete und Verantwortliche der Gewerkschaft Force Ouvrière.

Im Laufe der Aufführungen – in Hénin-Liétard, Puteaux und Paris – wirkt die bescheidene, mutige Sprache der Bergleute heilend und förderlich als Grundlage für den Gedanken der europäischen Einheit.

An einem kalten Wintermorgen, dem 20. Dezember 1959, geht Irène Laure mit den Bergleuten zum Mont Valérien, einem Ort mit den schmerzlichsten Erinnerungen für Frankreich. Die Bergleute haben um Erlaubnis gebeten, an dieser Gedächtnisstätte einen Kranz niederlegen zu dürfen – zum Zeichen des Gedenkens und des Versprechens.

Sie sind die ersten Deutschen, denen erlaubt wird, diese Festung zu betreten. Sie werden von der Witwe des Marschalls Paul Ely und von Madame Anthonioz-de Gaulle begleitet – beide waren in Konzentrationslagern gewesen. Der Schlüssel für die Krypta, die sonst stets verschlossen bleibt, wurde aus dem Elysée-Palast gebracht. In ergreifender Stille legen die Männer ihren Kranz nieder.

Dann führt der Weg über holperiges Kopfsteinpflaster an

kahlen Winterbäumen vorbei zur alten Kapelle, in der die Verurteilten ihre letzte Nacht verbrachten. Eingeritzt in ihre Mauern sind Worte der Hoffnung, des Abschieds, der Vaterlandsliebe, der Freiheit.

Von dort führt ein Pfad in den Wald. Viertausendfünfhundert Menschen mußten ihn im Laufe der Jahre im Morgenrauen gehen – sie liebten ihr Land mehr als ihr eigenes Leben.

Um den einfachen roten Gedenkstein bildet sich ein schweigender Halbkreis. Hier, am Fuß der Festungsmauer, wurden sie erschossen.

„Wir können nicht verlangen, daß Sie vergessen, aber wir bitten Sie, uns zu vergeben“, sagt einer der Deutschen. „Wir haben uns gemeinsam entschlossen, unser Leben einzusetzen, daß eine gleiche Tragödie nie mehr geschehen kann.“

Ich bin Mutter und Großmutter. Wir Mütter sind verantwortlich für das, was in der Welt geschieht. Wir bringen Kinder zur Welt und sind dumm genug, andere über ihr Schicksal bestimmen zu lassen. Einer meiner Schwiegersöhne ist schwer verwundet aus Indochina zurückgekehrt. Er hat drei kleine Kinder. Wird er es überstehen? Wie wir, so hat auch er den Preis für eine neue Welt bezahlt. Jetzt ist mein Sohn Claude Soldat. Ohne den Waffenstillstand wäre er jetzt auch dort.

Was tun die Mütter in dieser Not? Wenn man uns unsere Söhne nimmt, weinen wir. Doch haben Tränen noch nie etwas repariert. Statt dessen sollten wir die geistigen Grundlagen für eine neue Welt legen. Da ist unsere Verantwortung. Was werden Sie also tun, um die Zukunft Ihrer Kinder zu retten?

Caux, 5. August 1954

Zaire im Jahre Null

Ein großer, roter Mond steht über der Stadt.

Nach der panikartigen Flucht der Europäer in ihre Botschaften hält man in der Stadt den Atem an – ab und zu hört man entferntes Gewehrfeuer oder einen Jeep, der den Boulevard Albert I. herunterrast.

Hunde bellen verloren hinter den Häusern, andere antworten – ein unheimliches Echo. Geht in der Stadt eine Epoche zu Ende?

Im achten Stock eines Wohnblocks steht Irène Laure auf dem Balkon. Sie schaut in die unergründliche Nacht hinaus.

Es ist der 7. Juli 1960. Vor vierzehn Tagen – es scheint schon eine Ewigkeit her – landete sie in Léo, wie man damals Kinshasa noch nannte. Der Countdown für die Unabhängigkeit lief, die Spannung wuchs.

Eine liebenswürdige Belgierin hat Irène Laure eingeladen, in ihrer schönen Villa am Fluß ihr Gast zu sein. Nach der Ankunft will sie ihren Koffer auspacken, als ein Schwarzer – ganz in Weiß gekleidet – an die Zimmertüre klopft:

„Haben Sie Wäsche zu waschen, Madame?“

„Nein, Monsieur, ich bin eben erst angekommen, vielen Dank.“

„Soll ich Ihre Schuhe putzen?“

„O danke, nein, das mache ich immer selber.“

Sie merkt nicht, daß sie nicht die erwartete Antwort gibt. Sie ist glücklich, einen Einwohner des Landes kennenzuler-

nen, und interessiert sich für seine Familie. Er sieht so jung aus und hat so viele Enkelkinder wie sie selbst!

Ihre fröhliche Unterhaltung ist der Hausherrin zu Ohren gekommen:

„Geh, Joseph, du hast hier nichts zu suchen.“

Im gleichen Atemzug erklärt sie Irène Laure, die von Empörung geschüttelt wird, daß es lächerlich sei, einen Boy mit „Sie“ anzureden, und daß sie sich den Weißen anpassen müsse, die das Land und seine Gepflogenheiten kennen.

„Madame, ich bin hier auf Einladung der neuen kongole-sischen Führer. Außerdem rede ich einen Mann, den ich nicht kenne, der dazu noch Vater und Großvater ist, nicht mit ‚Du‘ an.“

In den nächsten Tagen zieht Irène Laure ins Stadtzen-trum, in die Wohnung einer Familie, die nach Europa zu-rückgekehrt ist.

Es ist ein Luxusquartier, aber die Wohnung ist fast leer: nur einige Möbelstücke, keine Bettwäsche, kein Geschirr, wohl aber Heerscharen von Schaben. Als umsichtige Rei-sende hat Irène Laure in ihrem kleinen Koffer stets ein Stück Tuch bei sich. Es ist aus einem alten Unterhemd von Victor sorgfältig ausgeschnitten, mit ihm poliert sie ihre Schuhe. Da während der Unabhängigkeitsfeiern alle Läden für einige Tage geschlossen bleiben, kann sie kein Putztuch besorgen, und so findet dieser Lappen jetzt seine Bestim-mung. Es wird damit abgestaubt, das Badezimmer geputzt und der Küchenboden gewischt.

In der Stadt wächst die Erregung. Von ihrem Balkon be-obachtet Irène Laure, wie alle Gebäude beflaggt werden. Mit fieberhafter Aktivität wird die neue Regierung einge-setzt – auf den Boulevards fahren offizielle Wagenkolon-nen hektisch hin und her.

Mitten in einer Jagd auf die zähen Schaben erreicht sie eine Einladung zum offiziellen Bankett der Unabhängig-

keitsfeierlichkeiten im Palast. Irène Laure ist in Kinshasa zu einer Gruppe von Männern und Frauen von Caux gestoßen, die seit einiger Zeit hier sind. Die Aufforderung an die Moralische Aufrüstung, in diesen kritischen Tagen Hilfe zu entsenden, kam von den kongolesischen Delegierten an der Konferenz von Brüssel. Ihre Sorge war, daß das Land im Augenblick seiner Gründung auseinanderbrechen könnte. Sie setzen so viel Hoffnung in die Botschaft der Einigkeit, die diese Männer und Frauen bringen, daß trotz der schwierigen Regierungsbildung jeden Tag einer der neuen Minister zum Gespräch – oder zur Stille – kommt. Vier Tage vor der Machtübergabe erscheint Patrice Lumumba mit neunzehn Mitgliedern seines Kabinetts, um einen Film der Moralischen Aufrüstung zu sehen.

Neben Irène Laure gehören zu der Gruppe zwei ehemalige Mau-Mau-Guerillas und ein weißer Siedler aus Kenia, schwarze und weiße Südafrikaner, ein Schweizer, ein Nigerianer und drei junge Amerikaner, die mit viel Begabung Ideen in Lieder umsetzen können.

Am Tag nach dem Bankett erscheint überraschend ein Mann, den Irène Laure und ihre Freunde schon einige Male getroffen haben. Jean Bolikango ist Häuptling des großen Bangala-Stammes. Alle Welt erwartete, daß er zum Präsidenten ernannt oder eines der wichtigen Ministerien leiten würde. Intrigen und Manipulationen haben die Oberhand behalten – er ist der große Verlierer am Tag der Unabhängigkeit.

Rasch ist der Tisch mit bunt durcheinander gewürfelten Tellern gedeckt. In der einzigen Pfanne brutzelt ein Fisch.

Bolikango setzt sich zu Irène Laure. „Warum sind Sie eigentlich am Sonntag zu mir gekommen, wie haben Sie unser Versteck gefunden? Meine Männer und ich waren aus Rache zu allem bereit, wir wollten die Stadt anzünden. Ich

wollte gerade einen Befehl geben, der verhängnisvoll hätte sein können.“

Um den Tisch sitzen die Freunde auf klapprigen Stühlen und Kisten, horchen gespannt auf seine Worte. Der Fisch „à la Provençale“ ist vergessen.

„Ihr Besuch hat mich zum Nachdenken gezwungen, so daß ich den Befehl nie gab; es fand kein Blutbad statt. Mein Gewissen hat mich zurechtgewiesen: ich grüble nicht mehr über meine Niederlage nach.“

Ist da nicht ein erstaunlicher Einklang zwischen der Erfahrung dieses Bangala-Häuptlings und jener, die Irène Laure vor dreißig Jahren mit den Deutschen machte? Boli-kango versteht, was es bedeutet, von den eigenen Kameraden falsch verstanden und des Verrats bezichtigt zu werden. Seit vier Tagen bemüht er sich, seine Freunde zu beruhigen, damit Enttäuschung und Rachsucht das Land nicht zerstören. In diesen Stunden hat er entdeckt, daß die Stimme, die in der Stille spricht, eine Kraft darstellt, auf die man bauen kann; er wird ihrer in den nächsten Wochen viel bedürfen.

Ja, sagt sich Irène Laure in dieser langen Nacht des 7. Juli, es gibt eine Kraft, die beharrt, wenn alles andere zusammenbricht.

Als vor einigen Stunden am Rundfunk der Aufruf an die Weißen erging, sich in ihre Botschaften zu begeben, brach eine allgemeine Panik aus. Die Gruppe von Caux ist auch dem Aufruf gefolgt. An Ort und Stelle wurde ihnen allerdings klar, daß eine Evakuierung – wenn überhaupt – nur unter großen Schwierigkeiten möglich sei. So kehren sie in die Wohnung zurück, um zu warten, nachzudenken und vielleicht zu schlafen.

Irène Laure steht auf ihrem Balkon, sie fühlt eine erstaunliche innere Ruhe: Sie ist gewiß, am richtigen Ort zu sein, kein Ereignis kann ihr die Gewißheit rauben.

Der Tag bricht an. Die Hauptpost ihnen gegenüber bleibt dunkel und geschlossen. In den Krisentagen funktionieren weder Telefon noch Fernschreiber.

Im Treppenhaus ist plötzlich Lärm: eine Familie, aus den Plantagen geflüchtet, ist angekommen, die Kinder noch im Schlafanzug. Sie haben große, verängstigte Augen.

Auf dem Boulevard kreuzen sich Lastwagen mit bewaffneten Männern, Jeeps, Ambulanzen. Soldaten halten Wagen an, die von Weißen gefahren werden. Ironie des Schicksals: Es sind die beiden ehemaligen Mau-Mau-Guerillas, die einkaufen gehen und Irène Laure und ihren Freunden – aber auch den Belgiern von nebenan, die sich nicht hinausstrauen – Brot und Lebensmittel bringen.

Es sind seltsame Tage für Irène Laure: Im Land jagen sich politisches Spiel und Gegenspiel. Ihr Leben ist auf die Wohnung im 8. Stock beschränkt. Sie entdeckt, daß nicht entscheidend ist, ob man mitten in den Auseinandersetzungen steht, sondern daß man auch von seinem Balkon aus revolutionär wirken kann. Wenn man nicht zu den Leuten kann, kommen sie zu einem.

Gehen – bleiben? Bleiben – gehen? Jedes Mal, wenn sich die Waage zugunsten von „gehen“ senkt, erscheint jemand, der Rat braucht, der neue Perspektiven und innere Gewißheit finden möchte.

Unvermutet bittet sie am 12. Juli der Informationsminister Anicet Kashamura: „Würden Sie für den Rundfunk eine Reihe von Sendungen machen, die helfen könnten, das Volk zu beruhigen?“

Der Minister fährt die Gruppe selbst in die Studios.

„Wir sind Ihnen so dankbar, daß Sie geblieben sind, auch wenn es ein großes Risiko für Sie war“, sagt er.

Am folgenden Abend, dem 13. Juli, setzt sich Irène Laure in der Abenddämmerung an eine Ecke des Küchentisches. Von dort kann sie den Boulevard beobachten und gleichzei-

tig aus dem kleinen Transistor die Sendung hören. Alle haben sich versammelt.

„Trotz der schwierigen Lage“, sagt eine Stimme, „sind die Freunde – nein, unsere Freunde – der Moralischen Aufrüstung noch da. Sie lassen uns nicht im Stich. Wir werden sie jeden Tag hören können. Sie wollen uns helfen, ein einiges und starkes Land aufzubauen.“

Von jetzt an wird die Sendung „Es gibt eine Antwort auf die Krise“ morgens und abends nach den Nachrichten ausgestrahlt. Dankesbriefe kommen aus dem ganzen Land – es sind mehr als dreitausend!

Die Besuche in der Wohnung hören nicht auf: pflichtbewußte Belgier, die innerlich zerrissen sind; UNO-Soldaten, die nicht begreifen, welche ideologischen Kräfte hier mitspielen; Kongolesen, die ihr Land neu aufbauen wollen.

Die UNO-Truppen bringen eine gewisse Entspannung in die Stadt, aber in der Regierung werden die ideologischen Auseinandersetzungen von Tag zu Tag ernster.

Ohne jegliche Vorwarnung wird am 20. Juli das Rundfunkprogramm der Moralischen Aufrüstung durch eine bis-sig-scharfe Rede einer Frau aus Guinea ersetzt: Andrée Blouin ist persönliche Sekretärin des Vizepremiers Antoine Gizenga. Sie macht viel von sich reden; man sagt, sie sei die graue Eminenz der Regierung. Am Rundfunk propagiert sie eine „afrikanische moralische Aufrüstung“, die sich auf die Solidarität der Unterdrückten und auf den Haß gegen die Weißen stützt.

Acht Tage später wird „Es gibt eine Antwort auf die Krise“ auf Drängen von Madame Blouin endgültig aus dem Programm gestrichen. Den entscheidenden Anstoß dazu gab eine wahre Begebenheit aus Japan, die in der Sendung gebracht wurde: Ein Minister ließ sich von seiner kommunistischen Mätresse politisch beeinflussen. Die Sendungen der Moralischen Aufrüstung werden erst im Oktober nach

einer politischen Umwälzung und nach der Ausweisung der sowjetischen Berater wiederaufgenommen.

Am 20. Juli aber eröffnet sich eine andere Möglichkeit:

In der Wohnung klingelt es am Dienstboteneingang. Das verursacht einige Aufregung. Da niemand diesen Eingang benutzt, hat man vor der Türe alle Kisten und Koffer aufgestapelt, die nirgends sonst Platz finden. Rasch werden sie auf die Seite geräumt, denn draußen wird ungeduldig weitergeklingelt.

„Ah, Madame Laure, endlich haben wir Sie gefunden“, ruft eine imposante Dame aus. „Mein Name ist Julienne Mbengi, ich bin Präsidentin der Frauen der Abako-Partei (des Präsidenten Kasavubu). Jeden Tag höre ich mir Ihre Sendung am Rundfunk an. Helfen Sie mir bitte, etwas für meine Frauen zu tun!“

Man steigt über einige Koffer hinweg und setzt sich, um sich mit Hilfe ihres Sekretärs, der wortreich aus dem Kikongo ins Französische übersetzt, kennenzulernen.

Irène Laures Sympathie wendet sich dieser Frau zu. Wie sie selbst, sorgt sich Madame Mbengi um die Frauen und Kinder, die sie aus Not und Krieg retten will. Es wird abgemacht, daß die Filme der Moralischen Aufrüstung den Frauen der Abako-Partei – es sind 250 000 – gezeigt werden.

Fast jeden Tag gibt es Kontakt mit ihnen. Einmal geht es zu einem Festmahl mitten im afrikanischen Teil der Stadt. Madame Mbengi fährt ihre Gäste selber durch unzählige afrikanische Quartiere, in denen man nie einen Weißen – geschweige denn eine Weiße – gesehen hat. Hie und da eine feindliche Geste, aber auch Stimmen, die rufen: „Guten Tag, Madame Laure!“

Ein anderes Mal finden Gespräche am runden Tisch im Hauptquartier der Partei statt. Filmvorführungen werden unter freiem Himmel organisiert, selbst wenn der Film wegen der Ausgangssperre plötzlich abgebrochen werden

muß. Oder die Frauen kommen mit ihren Babys auf dem Rücken in die Wohnung, die Hände voller Bananen und Gemüse. Sie sind still und ernst. Oft wollen sie nicht gehen, ehe sie auf ein Stück Papier geschrieben haben: absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Liebe.

Symbolisch für die neue Zeit ist es, daß der Dienstboteneingang – früher den Schwarzen vorbehalten – nur ein einziges Mal gebraucht wird. Der Treppenaufgang der Weißen dient nun jedem. Für Irène Laure sind sie alle ein Teil einer großen Familie, in der Julienne Mbengi und ihre Frauen ebenso Platz haben wie jene belgische Dame mit der schönen Villa, die eine liebe Freundin geworden ist, oder ihr zehntes Enkelkind, von dessen Geburt sie mitten in den Unruhen erfährt, oder Victor, der so weit weg ist und doch so nahe, denn sie feiern ihren 40. Hochzeitstag.

Genossin Ima

„Ich verstehe nicht, was Marxismus und Kommunismus eigentlich bedeuten. Können Sie es mir erklären?“

Es ist August geworden, und Frau Kasavubu hat Irène Laure für den Nachmittag zu sich eingeladen. Ihr Mann, der Präsident von Zaïre, hat sich dazugesetzt, um in vollem Vertrauen die Frage stellen zu können, die ihn beschäftigt. Es ist kurz nach 15 Uhr. Um 15.50 Uhr bedeutet man dem Präsidenten, daß sein nächster Gast angekommen sei.

„Es wird hier noch eine halbe Stunde dauern. Man möchte warten!“

Das Gespräch geht erst um 16.15 Uhr zu Ende. Vom Eingang aus winken der Präsident und Frau Kasavubu, bis Irène Laures Wagen das Rasenrondell – und drei tibetanische Ziegen, die dort grasen – umfahren hat und zwischen den salutierenden Wachen verschwunden ist.

Einige Jahre später, im April 1974, wird der Premierminister eines anderen jungen afrikanischen Staates – Swasiland – Irène Laure die gleiche Frage stellen.

Dieses Mal geschieht es in aller Öffentlichkeit im funkelneuen Parlamentsgebäude. Der Premierminister hat eben sein Regierungsprogramm vorgestellt. Er wendet sich an Irène Laure:

„Wir bitten Sie, als Großmutter und als Sozialistin, um einen Rat: Welche Art Sozialismus sollen wir für unser Land – das wir gerade aufbauen – wählen? Man bietet uns

so viele Arten von Sozialismus und so verschiedene Modelle von Demokratie an. Die Engländer sagen uns, ihre Staatsform sei die beste. Die Russen bieten uns ihre Form der Demokratie an. Was sollen wir zwischen all diesen Ideologien auswählen?"

„Sehen Sie“, antwortet Irène Laure, „für mich führt der eine und einzige Weg zum wahren Sozialismus über die Änderung der menschlichen Natur. Wenn der Haß nicht heilend verwandelt wird, wird der Sozialismus nicht verwirklicht werden.“

Eine weitere Frage, viel persönlicher, wird ihr dreimal im Laufe eines kurzen Besuches in Laos im Jahre 1973 gestellt, vom Premierminister, von einem General und von einem Botschafter:

„Kann sich ein Sozialist ändern?“

Obwohl Irène Laure mehr an Taten als an Worte glaubt und davor zurückschreckt, über sich selber zu sprechen, fühlt sie sich gezwungen, zu erzählen – und immer wieder zu erzählen –, was sie erlebt hat. Denn diese Fragen sind wahrhaftig und aus großer Bedrängnis gestellt. Man muß auf sie antworten.

Sie ist sich des Einblicks und der Klarsicht bewußt, die ihr ihre Kontakte auf den Reisen gebracht haben. Sie setzt sich mit ganzer Kraft ein, um denen, die sie trifft, zu helfen, die ideologischen Zusammenhänge zu verstehen. Vor allem bleibt sie jenen treu, denen sie im Laufe ihres aktiven politischen Lebens nahegestanden hat.

Zeugnis ihres Einsatzes ist eine Reise, die sie gemeinsam mit Frau Shidzue Kato, Mitglied des außenpolitischen Ausschusses des Senats, und zwölf Politikern und Gewerkschaftsführern Japans kreuz und quer durch Europa macht. Die Teilnehmer dieser Fahrt sagen:

„Um unserer Aufgabe als Sozialisten gerecht zu werden,

müssen wir lernen, die Menschen zu ändern. Wenn es uns nicht gelingt, Herr zu werden über den Egoismus im Menschen, so wird der Sozialismus versagen, und wir werden dem Weg von Uneinigkeit und Korruption folgen.“

Damals hat jene friedliche Koexistenz Aufschwung, die Nikita Chruschtschow der Welt mit schallendem Gelächter oder indem er mit dem Schuh auf den Tisch schlägt, aufnötigen will. Europa, vor allem das nördliche Europa, schwankt zwischen Anpassung und Ablehnung hin und her. „Da müssen Japaner kommen, um uns die Wahrheit zu sagen“, ruft ein Sozialist aus, den sie besuchen.

Irène Laure sieht die Dringlichkeit der Kontakte. Sonst unternähme sie mit sechzig Jahren nicht so viele Flugreisen in so wenigen Tagen – sie, die Abschiednehmen von zu Hause fürchtet.

Dieses Mal führt die Reise nicht nach Rom, denn von Paris fliegen die Japaner über den Nordpol nach Hause zurück.

Nicht daß Italien von ihrem Denken je weit weg ist: Es ist Nachbarland und das Land ihrer väterlichen Familie. Victor und Irène Laure zählen nicht mehr, wie oft sie auf der Halbinsel waren; jedesmal, wenn sie in Rom sind, besuchen sie Giuseppe Saragat, den sie, arm und im Exil, in Marseille kennenlernten. 1964 wird er Präsident der Italienischen Republik. Irène Laure vergißt die Vorliebe Giuseppina Saragats für die grünen Bohnen aus Südfrankreich nicht und bringt ihr jedesmal eine große Tüte mit.

Im Sommer erscheint in Caux ein Mann, der sich als ein geänderter Kommunist vorstellt. Er schließt sich gleich den anwesenden deutschen Arbeitern an. Einige von ihnen wurden wegen ihrer Verbindung zu Caux aus der Kommunistischen Partei ausgestoßen. Er bietet ihnen seine Hilfe an für eine Aktion, die sich an Gewerkschaftler und Arbeiter in

verschiedenen Ländern richtet. Er rät zur Strukturierung der Arbeit, zum Aufbau einer Kartei, zur Neugruppierung der Linken.

Irène Laure hat Zweifel. „Eines werde ich nie tun“, erklärt sie jenen, die eine „Linke Sektion Caux“ anziehend finden, „ich werde die Arbeiterklasse nie verraten. Sie ist das Rückgrat eines Landes, und sie ist es, die leidet. Ich weiß aber auch, daß ich ihr einen schlechten Dienst erweise, wenn ich den Klassenkampf kämpfe.“

Seitdem sich ihre Einstellung Deutschland gegenüber gewandelt hat, ist ihre Hoffnung auf die gesamte Menschheit übergegangen. Sie hat die Grenzen des Sozialismus weitergesteckt. In ihr hat sich alles gelöst, was trennt. So scheint ihr eine „moralische Aufrüstung für Arbeiter“ ebenso ausgefallen, wie jene „afrikanische moralische Aufrüstung“, die Andrée Blouin im Sommer der Unabhängigkeit von Zaïre über den Rundfunk zu propagieren suchte. Die „Linke Sektion Caux“ verpufft. Ihr Organisator verschwindet, wie er gekommen ist.

Es gibt noch eine Schranke, die Irène Laure nicht beachtet: die Sprache. In vierzig Jahren internationaler Kontakte hatte sie nur das Französische, um ihre Ideen zu vermitteln, aber es fand sich immer jemand, der sie auf Kikongo, Deutsch oder Japanisch weitergegeben hat.

Eine solche Dolmetscherin versteckt sich gerne hinter Irène Laure, was ihr aber schlecht gelingt, denn sie ist von imposanter Statur: Prinzessin Ima Lieven. Sie ist so diskret, daß man sie für schüchtern hält – sie, die unzählige Widerstandskämpfer und Juden während der Besatzungszeit gerettet hat. Sie übersetzt unablässig, ohne sich je aufzudrängen. Oft muß Irène Laure sie aus dem Hintergrund hervorziehen, damit sie an ihrer Seite steht.

Nach einer verwöhnten Kindheit auf dem Schloß in Kurland, das Katharina die Große ihren Ahnen geschenkt

hatte, wurde Ima Lieven hineingerissen in den Aufruhr der Revolution. Einige Male konnte sie ihr Leben auf wunderbare Weise retten. In Paris teilt sie das Schicksal der Emigranten und lebt von bescheidenen Anstellungen.

Selten erwähnt sie die ferne Vergangenheit und die ihr so lieb gebliebene Heimat. Bisweilen fügt sie selber etwas hinzu, wenn sie treulich übersetzt hat.

„Ich habe immer geglaubt, daß wir die Märtyrer der Revolution und die Opfer der Ereignisse waren. Das ist nicht wahr. Wir waren dafür verantwortlich: Eine privilegierte Klasse, die sich nicht mit Leib und Gut für die moralische Aufrüstung der Welt einsetzt, ist dazu verurteilt, der Wut und dem Zorn der Nichtprivilegierten anheimzufallen.“

Sie dolmetscht nicht nur für Irène Laure, sie fährt sie auch in ihrem alten, schwarzen Citroën – zum Beispiel wieder einmal nach Nordfrankreich.

Victor Provo, Bürgermeister von Roubaix, erreicht Irène Laure am Telephon. Er war mit ihr im Hauptvorstand der Sozialistischen Partei. Er lädt sie zum Mittagessen ein:

„Haben Sie einen Fahrer?“

„Ja, ich habe jemanden, der mich begleitet.“

„Gut, bringen Sie ihn mit.“

Die Mahlzeit verläuft sehr lebhaft. Provo unterstreicht mit viel Nachdruck seinen Standpunkt, der im Gegensatz zur gegenwärtigen Politik steht und wendet sich an den „Fahrer“:

„Ist das nicht auch Ihre Meinung, Genossin Ima?“

Genossin Ima heißt sie nun und bleibt sie nun. Ein Aschenbrödel wurde einmal zur Prinzessin und ließ alle Midgetten träumen. Die Genossin Prinzessin zeigt heute eine Brüderlichkeit, von der Irène Laure erst für die Welt von morgen träumt.

Die proletarischen Massen und die Jugend Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sind von dem Wort Sozialismus fasziniert. Für sie bedeutet es eine Hoffnung; etwas wird sich ändern. Was sollen wir tun, um diese Hoffnung nicht zu enttäuschen!

Die Sozialisten Europas bieten ein Schauspiel des Gespaltenenseins – wo sind Einigkeit und Kraft der Linken! In der Vergangenheit hatten wir die Ausrede unserer Auseinandersetzung und eigenen Nöte, außerdem Indien – das war so weit entfernt... Könnte es heute nicht die leidenschaftliche Aufgabe, das kühne Ziel jedes Sozialisten sein, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln und neuen Transportmöglichkeiten, alles einzusetzen, damit das große Elend für immer verschwindet!

Nichts Großes oder Dauerhaftes kann werden ohne den Sozialismus. Aus ganzer Überzeugung glaube ich an den Sozialismus: Er ist unvermeidlich, er ist auf dem Marsch. Aber der Sozialismus ohne absolut gefestigte moralische Grundsätze wird die Welt zerstören. Der Sozialismus gibt ein schlechtes Vorbild: Kleinlichkeit, Rivalität, Sektierertum, Zerfall der Moral wie der revolutionären Disziplin, ein Egoismus, der sagt: „Nach mir die Sintflut!“ Laßt uns aufhören mit der Täuschung und den Sozialismus leben!

Es ist eine überaus große Herausforderung, die Bedürfnisse und Nöte auf den Kontinenten zu beantworten. Gibt es in Europa Sozialisten, die sich davor fürchten! Wenn ja, dann sind sie keine Sozialisten. Der Sozialismus verlangt eine totale Hingabe an die Sache, die man als die gerechte erkannt hat. Unsere Zeit, unser Geld, unsere Gedanken, unsere Familien müssen dafür mobilisiert werden.

*Arbeitsessen in der Mutualité,
Paris, 25. Januar 1964*

Pretoria

„Ich meinte, vieles zu wissen, aber seit meiner Ankunft in Südafrika muß ich jeden Tag dazulernen.“

1974 betritt Irène Laure zum erstenmal südafrikanischen Boden. Sie ist 75 Jahre alt.

„Sie werden sehen, wenn Sie uns wieder verlassen, werden Ihre Vorstellungen von unserem Land vielleicht noch unklarer sein als bei Ihrer Ankunft.“

Diese leicht humorvolle, aus Buren-Herzen kommende Voraussage birgt viel Klugheit in sich. Ist Südafrika nicht ein Thema, über das der Europäer alles zu wissen meint, über das er redet, ohne auf das zu hören, was die Südafrikaner selbst zu sagen haben?

Es ist Arthur Grobbelaar, Generalsekretär der TUCSA, einem Verband von 69 weißen, asiatischen und Mischlings-Gewerkschaften, der so zu Irène Laure spricht. Die schwarzen Gewerkschaften sind ausgeschlossen, da sie kein Recht auf eine offizielle Vertretung haben. Das hindert Grobbelaar nicht, jeden Versuch zur Gründung schwarzer Gewerkschaften zu unterstützen. „Wenn sie zahlreich genug sind, wird die Regierung gezwungen sein, sie anzuerkennen.“

Irène Laure hat nicht die Absicht gehabt, nach Südafrika zu reisen. Sie erhielt aber eine Einladung. George Daneel, Pastor der mächtigen Niederländisch-reformierten Kirche und Mitglied ihrer Landessynode, Cornelius Marivate, Professor für afrikanische Sprachen an der Universität von

Südafrika, und andere, die sie aus Caux kannte, planten gemeinsam ein waghalsiges Unternehmen: In Pretoria, der Hochburg der Apartheid, wollten sie eine internationale, alle Rassen vereinende Konferenz abhalten.

Konnte sie die Reise dorthin überhaupt ins Auge fassen, da sie doch am Samstag, dem 6. April, bei der Hochzeit ihres ältesten Enkels, Yves, anwesend sein wollte? Die Familie hat sie um so nötiger, als Victors Platz jetzt leer ist. An einem Abend in den Nach-Weihnachtstagen 1960 ist er in den Armen seiner Irène gestorben.

Am Vorabend der Hochzeit wird umgeplant. Irène Laure kann den dringenden inneren Auftrag nicht länger abweisen, sie kann die mutigen Männer in Südafrika nicht enttäuschen. Am Samstag wird sie also ihrer Familie gehören. Aber um Mitternacht geht sie erfüllten Herzens, den Kopf voller Musik zurück in die „Sarine“, um ihre Koffer zu packen. Sonntags fährt der Zug nach Paris, und Montag begibt sie sich in aller Frühe auf die Botschaft, wo glücklicherweise keine Schwierigkeiten entstehen: In zehn Minuten erhält sie den Stempel mit dem Visum.

In Pretoria wohnen die dreihundert Teilnehmer der Konferenz mit der Erlaubnis des Innenministers im Burgers-Park-Hotel – denn Schwarze, Mischlinge, Asiaten, weiße Südafrikaner und ihre Gäste aus Brasilien, Europa und Australien dürfen sonst nicht zusammen wohnen. Wie haben es Kenianer und Nigerianer fertiggebracht, die Erlaubnis zur Einreise nach Südafrika zu bekommen? Man fragt sich, was an dieser Konferenz nicht an ein Wunder grenzt!

Am Dienstag kommt Irène Laure, frisch und erholt, rechtzeitig zur Eröffnung der Konferenz an. Es ist ein Galaabend mit Abendroben. Es ist kaum zu glauben! Irène Laures Garderobe ist unproblematisch: Aus dem Koffer holt sie das hübsche, graue Baumwollkleid mit dem weißen Jabot.

Zum Eröffnungsdiner, das der Bürgermeister von Pretoria gibt, wird sie am Ehrentisch erwartet. Dort trifft sie George Daneel, Cornelius Marivate und all jene, deren Einladung sie nicht hatte widerstehen können.

Blaublühende Jakarandabäume säumen die Straße zum Hügel, auf dem die Universität liegt. Um die dreihundert Teilnehmer hinaufzufahren, wurden Autobusse gemietet, und die Woche über konnten staunende Bürger in den Bussen eine flüchtige Vision einer Gesellschaft erhaschen, die frei von Rassentrennung ist.

Als Irène Laure das prächtige Auditorium betritt, haben tausend Menschen jeden Platz besetzt. Der Anblick des vierrassigen Publikums überwältigt sie: Schwarze, Weiße, Mischlinge und Inder sprechen gemeinsam vom Podium. Sie ergreift auch das Wort, zuerst mit leiser Stimme, dann aber mitgerissen vom Ungestüm ihres Glaubens.

Es ist ein unglaublicher Abend, der sechs Tage eines Dialogs eröffnet – eines Dialogs, der oft schmerzhaft ist, manchmal schwierig, gelegentlich fröhlich, der sich aber entschlossen richtet auf unbedingte Änderung. Sie allein könnte die Verquickung von Angst und Haß auflösen.

Irène Laure verbringt einige unvergeßliche Stunden bei einer Gewerkschaftsführerin der Bekleidungsindustrie in einem Mischlingsquartier. An einem anderen Tag besucht sie die schwarze Vorstadt Soweto, wo sie bei zwei jungen Hausangestellten eingeladen ist. Verwundert sieht sie die winzigen Gärten, die von den Familien liebevoll gepflegt werden, und die kleinen Häuschen, oft kunstvoll verputzt. Sie kann nicht anders als sie mit den Häusern der Weißen – sogar mit denen der Mischlinge – zu vergleichen. Wenn sie morgens zur Arbeit gehen, haben diese Frauen einen Weg von zwei Stunden, ohne Hoffnung, einmal näher zu wohnen.

Für Irène Laure ist jede Ungerechtigkeit unerträglich.

Schon mit fünf Jahren reagierte sie darauf: Sie verschenkte die Socken ihres Vaters!

Als sich heute ein Taxichauffeur weigert, ihre schwarze Begleiterin mit einsteigen zu lassen, kommt es fast zu einem ärgerlichen Auftritt. Wenn sie sich mit verhaltener Wut zurückhält, ist es aus respektvoller Erinnerung an die Worte eines schwarzen Politikers, mit dem sie am ersten Tag zu Abend aß: „Das Mittel der Gewalt ist ein Instrument der Verzweiflung“, sagte er. „Es bringt auf Dauer keine Besserung. Sie haben zwei Kriege mitgemacht in Europa, und was ist verändert worden? Für uns gilt, eine Lösung durch eine Änderung in uns selbst herbeizuführen, denn die Änderung wird bewirken, daß die Bürger Südafrikas Freunde werden. Die Gewalt hingegen wird ein schreckliches Erbe hinterlassen: den Haß.“

Unter den mutigen Buren, die sie in diesen Tagen kennenlernt, ist einer, dessen Worte sie gerade ins Herz treffen: „Wir haben unsere Hautfarbe nicht ausgesucht, aber wir können unseren Beitrag für die Zukunft der Kinder unseres Landes bestimmen.“

In solchen Augenblicken hört Irène Laure aufmerksam zu. Sie versagt sich das einfache Spiel des Parteiergreifens. Sie hört zu, und niemand, der sie trifft, fühlt sich beurteilt oder verurteilt.

Wenn sie spricht, ist es um die Hoffnung weiterzugeben, die sie durch ihre eigene Änderung und die anderer erfuhr. Um Vergebung zu bitten ist in ihrem Verständnis keine Geste des guten Willens; um Vergebung zu bitten ist eine kühne Tat. Voller Mut wird damit die Kette des Hasses zerrissen. In kürzester Zeit werden neue Wege ermöglicht.

„Verspätet nehmen wir an dem Versuch teil, eine von Angst, Haß und Egoismus befreite Welt zu errichten“, sagen ihr ihre südafrikanischen Freunde, „aber das bedeutet nicht, daß wir nicht ans Ziel gelangen werden.“

Israel

Das kleine Büro von Golda Meir macht einen unscheinbaren Eindruck. Ein Tisch, drei, vier Stühle, nicht einmal Vorhänge. Die Großmutter Israels ist gleichermaßen ganz anspruchslos und ganz Feuer und Flamme für die Sache ihres Landes.

„Ich kenne Sie“, ruft sie Irène Laure sofort zu.

Woher, weiß man nicht. Hatte sie von ihr gelesen, etwas von ihr gehört? Sie mag sie, ohne Zweifel.

„Sie sind Sozialistin seit Ihrem 16. Lebensjahr?“ fragt sie. „Ich war es mit sechs Jahren. In Rußland.“

Eine Leidenschaft verbindet die beiden Frauen: die Hingabe an die Welt, die die Welt der Generationen von morgen sein wird.

„Ich habe meinem Sohn und meinen Enkeln, als sie klein waren, nie erlaubt, mit Gewehren zu spielen. Ich habe mir jetzt ausgerechnet, daß in den nächsten zwölf Jahren immer ein Enkel unter den Waffen stehen wird...“

Irène Laure erzählt vom Krieg und vom Widerstand, von Louis. Wie alle, die viel gelitten haben, weiß Golda Meir mit dem Herzen zuzuhören.

„Man kann nicht vergessen“, sagt Irène Laure, „aber man kann vergeben und um Vergebung bitten. Können Sie sich vorstellen, was das für eine französische Mutter bedeutete? Öffentlich habe ich zweihundertmal um Verzeihung gebeten – für mein Hassen und für meinen Wunsch, die Bomben möchten das deutsche Volk vernichten. Wenn ich auch

nur zehn Prozent Schuld habe, muß ich den ersten Schritt tun und die Verantwortung für diese zehn Prozent auf mich nehmen.“

Golda Meir antwortet nicht. In Regierungsämtern ist man nicht gewohnt, auf die Änderungsfähigkeit der Menschen zu setzen und auf die Vergebung. Sie braucht Zeit, die Erschütterung durch diese Ideen zu verkraften.

Nach einer Weile bittet sie ihre Sekretärin, Tee zu servieren.

Golda Meir ist müde. Sie erholt sich langsam von einer Operation. Vor zwei Jahren hat sie das höchste Amt niedergelegt, aber es vergeht kein Tag, an dem nicht ein Regierungsmitglied oder ein hoher Beamter sie konsultieren.

„Es ist ermutigend“, seufzt sie, „jemanden zu treffen, der nicht aufgibt.“

„Man darf die Hoffnung nie aufgeben“, sagt Irène Laure.

„Ja, Sie haben recht – wir müssen hoffen, auch wenn wir keinen Erfolg sehen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, es war eine große Ehre für mich.“

Der kleine Citroën von Pater Joseph rüttelt seine Passagiere ordentlich bei der Fahrt über das alte Pflaster. Mit Schwung klettert der Wagen den Hügel hinauf. So weit das Auge reicht, liegt vor ihnen Jerusalem. Eine Stadt, bislang nur ein Name für Irène Laure, wird lebendig. Jahrhunderte ziehen vorbei, als öffneten sich alle Seiten eines Geschichtsbuches auf einmal.

Da ist eine Seite: Jüdische Mütter reichen Irène Laure ihre Säuglinge, bevor sie selber verladen und in die Konzentrationslager geschafft werden. Wie viele dieser hilflosen Kinder hat sie unter ihrem weiten, schwarzen Mantel versteckt...

Diejenigen, die sie damals vor dreißig Jahren gerettet hat, wozu erziehen sie heute ihre Kinder dort unter den leuch-

tenden Kuppeln und Dächern – zum Krieg oder zum Frieden?

Wie ein Echo auf alle Klagen und alles Leid – erlittenes, verursachtes, was tut es, Tränen sind Tränen – findet sie die Worte: Jerusalem, Stadt der Versöhnung.

Es ist Dezember und noch sehr winterlich. Versteckt in einer Zypresse singt ein munteres Vögelchen. Sie sucht es mit den Augen. Es bleibt unsichtbar. Doch seine Lieder jubeln ohne Ende aus den dunklen Ästen. Nein, man braucht seine Hoffnung nie zu verlieren.

Ich habe mich von meinem starken Haß gegen die Deutschen befreit – obwohl er angesichts dessen, was ich erlebt habe, gerechtfertigt wäre. Ich habe durch den Krieg viel gelitten. Ich bin hart geworden und habe das Weinen verlernt. Sogar als ich vernahm, daß einer meiner Söhne gefoltert worden war, bin ich hart geblieben, habe nicht geweint, aber mir gesagt: „Dafür werden sie zahlen.“ Sie haben dafür gezahlt. Ich habe mich dann geschämt und habe dieses Volk um Verzeihung gebeten, denn ein Volk führt nie alleine Krieg.

Den Franzosen fällt es sehr schwer zuzugeben, daß Frankreich unrecht gehandelt hat – man darf es nicht aussprechen, daß Frankreich Unrecht gehabt hat. Ich habe um Vergebung gebeten für meine Fehler und für die Frankreichs. Das ist schwer, sehr schwer. Tut man es, findet man volle Freiheit. Dann trägt man zur Freiheit und zum Frieden in der Welt bei.

Caux, 14. Juli 1953

Die Zweihundertjahrfeier der Vereinigten Staaten

Fünfzehn Mal!

1976 ist Irène Laure zum fünfzehnten Mal in den Vereinigten Staaten. Muß man glauben – nachdem man ihr wegen ihres ersten Besuches ins Gewissen geredet hatte –, daß sie sich nun von diesen Kapitalisten hat erobert lassen?

Ja, sie liebt sie, mehr noch, sie glaubt an sie – trotz der Fehler, die sie machen. Es geht ihr ähnlich wie mit ihren eigenen Kindern oder Enkeln, den kleinen Marseiller Teufeln, ihren geliebten Schätzen!

Von Anfang an hat sie die Großzügigkeit der Amerikaner überwältigt. Die Spenden, die ihre und viele europäische Kinder nach dem Krieg retteten, wird sie nie vergessen.

Sie ist selber gerne Gastgeberin, aber sie staunt über die selbstverständliche Gastfreundschaft der amerikanischen Familien, die nie eine Floskel ist.

Wie alle Großzügigkeit provoziert auch die der Vereinigten Staaten Mißverständnisse und zweideutige Situationen. „Man hat Amerika falsch beurteilt“, betont Irène Laure. Darum ging sie dorthin, darum kehrt sie zurück.

Amerika 1976, zweihundert Jahre Geschichte, die von einigen aus tausendjähriger Perspektive mit Herablassung beurteilt wird. Irène Laure feiert das Fest mit der Begeisterung eines Kindes. Und wenn ihr ihre Beine den Dienst versagen und sie nicht die historische Parade durch die Straßen

Washingtons miterlebt, verbringt sie eben den 4. Juli vor dem Fernsehen, mitgerissen von der Atmosphäre.

Die wiedergefundene Begeisterung an den Feierlichkeiten ist wie ein großes Aufatmen, nach all dem Schmerz um Vietnam und dem Schock von Watergate, als sich die Amerikaner ganz auf sich selbst zurückzogen. In New York haben sich acht Millionen Menschen an den Ufern des Hudson eingefunden, um sechzehn majestätische Schiffe aus aller Welt mit vollen Segeln vor der Freiheitsstatue vorbeifahren zu sehen. In Washington ist die Parade eine historische Darstellung der amerikanischen Geschichte von den Pionieren bis zur Eroberung des Weltraums. Hier zeigt sich sowohl der großzügige und erfinderische Geist, von dem Irène Laure so gewonnen wurde, als auch jene Bereitschaft, keine Erfahrung heimlich zu machen, sondern vor aller Welt auszubreiten, was man ist, was man denkt, was man entdeckt – selbst wenn man riskiert, das Gesicht zu verlieren.

Vor dem Zug schreiten Vizepräsident Rockefeller und der schwarze Bürgermeister, der das seltene Glück hat, den Namen der Stadt zu tragen, die er verwaltet.

Ab und zu läuft Irène Laure auf den Balkon, um sich das alles aus der Nähe anzuschauen. Freut man sich nicht am Geburtstag der Freunde, die man liebt? Fahnen flattern, Lieder klingen auf, Freudenpfeife begrüßen Raketen und Feuerwerk.

„Schauen Sie sich das an“, sagt Irène Laure, „Amerika hat noch nicht sein letztes Wort gesprochen!“

Der Besuch dauert nur ein paar Wochen, aber er ist ausgefüllt. Reisen und Begegnungen lösen einander ab. Sie zählt belustigt, daß sie schon dreißig Staaten der USA besucht hat! Wie viele Amerikaner können von sich das gleiche sagen? Und sie nimmt sich Zeit, einen kurzen Blick auf „die junge Frau im roten Hut“ von Vermeer im National-

Museum von Washington zu werfen. Es ist ein Bild, das sie besonders gerne hat.

Dankbar sieht sie in Richmond den Landsitz, umgeben von schönen alten Bäumen, den die Familie Chapin der Moralischen Aufrüstung zur Verfügung gestellt hat. William Chapin hat nach dem Krieg die Reise der ersten Deutschen nach Caux durch den Verkauf einer Lebensversicherung finanziert. Geld in die europäische Versöhnung zu investieren war nicht so abwegig, wie es damals schien. Dreißig Jahre später ist Mr. Chapin noch gut in Form. Mit seiner Frau wohnt er in einem Wohnwagen auf der Ranch, wo sein Sohn Pferde züchtet.

Die Menschen, die Irène Laure trifft, sind so verschieden wie bei der „Patchwork-Arbeit“ der Pionierfrauen damals – aus vielen kleinen Stücken ist das Muster des Landes entstanden: Glasbläser in einem Handwerkerdorf, Führer der puertoricanischen Bevölkerung, Indianer, Gewerkschaftler, Hafendarbeiter, junge Leute – viele junge Leute –, Angestellte der PANAM, alte Freunde aus den bedeutsamen Wochen 1951 in Miami, Wochen, die Geschichte geworden sind.

Sie sieht Reihen von Häusern ohne Zaun oder Hecke, die sie voneinander abgrenzen: die Haltung der ausgestreckten Hand. Sogar der Friedhof ist geöffnet zum Leben hin.

Sie begegnet Familien, in denen nicht jeder für sich sein Essen aus dem Eisschrank holt. Sie trifft eine Biologin und leidenschaftliche Organistin, die ihren Beruf liebt. Sie hat ihn für einige Jahre aufgegeben, weil ihre Gegenwart für die Kinder zu Hause wichtig ist. Eltern haben sich ihres Fernsehers entledigt, um zu einem schöpferischen Familienleben zu finden. Mahlzeiten werden mit viel Liebe zubereitet, Brot wird selbst gebacken: Amerika ist auch anders!

Bevor sie in den Alten Kontinent zurückfliegt, macht sie noch einen Abstecher nach Norfolk, hundertfünfzig Kilo-

meter von Richmond entfernt. Schranken, Wachtposten, Passierscheine: in diesen gigantischen Flottenstützpunkt gelangt man nicht ohne weiteres, trotz der Einladung zum Essen beim Kommandanten der Nationalen Führungsakademie.

Im Büro Admiral Dentons ist der Tisch schon gedeckt. Die damastene Tischdecke mit dem Lilienmuster ist eine Aufmerksamkeit von Jane Denton, mit der sie ihren französischen Gast ehren will. Kaum hat man sich bekannt gemacht, stellt der Admiral seine erste Frage:

„Man hat mir gesagt, daß Ihr Sohn während des Krieges gefoltert wurde. Was ist aus ihm geworden?“

Irène Laure weiß, daß Denton siebeneinhalb Jahre Gefangener der Nordvietnamesen war, vier Jahre verbrachte er in Einzelhaft. Er wurde mehrmals gefoltert. Die Diskussionen mit seinen Peinigern haben ihn zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem geführt, was sich hinter dem Eisernen Vorhang und dem Bambus-Vorhang abspielt.

Während des Gesprächs sucht er zu ergründen, wie Irène Laures Erfahrung mit der Versöhnung für die heutige Welt wegweisend sein könnte.

Für ihn als Vater von sieben Kindern ist die Sorge für die Zukunft nicht abstrakt. Das Verstehen zwischen ihm und Irène Laure geht tief: Das Mittagessen erstreckt sich weit über die festgesetzte Stunde hinaus.

„Ich flehe Sie an“, das ist Irène Laures Appell an ihn und an Amerika, „haben Sie den Mut, Großes, ganz Großes zu tun.“

Liverpool

„Stellen Sie doch bitte einen Augenblick Ihre Maschine ab!“

Der Journalist ist verblüfft und drückt die Taste seines Kassettenrecorders. Sind seine Fragen zu eindringlich gewesen? Er hat sein Interview für Radio Merseyside interessant machen wollen und hat versucht, Irène Laure mit Fangfragen über die Europäische Gemeinschaft in die Enge zu treiben.

Er merkt noch nicht, daß sie sich nicht hinters Licht führen läßt, obwohl sie eine alte Dame ist. Der Interviewer findet sich wieder als der Interviewte. Kaum stört die „Maschine“ nicht mehr, richtet sie ihre hellen Augen auf ihn:

„Ich bin Urgroßmutter und mich interessiert: Waren Sie als Junge nicht auch ein Lausub?“ beginnt sie.

Das Fragen ist nun an ihr. Eine Stunde später verläßt er sie als Journalist mit einem Band über Europa – als Mensch aber neubelebt und gestärkt.

Immer wenn es etwas Neues gibt, macht Irène Laure mit: In einem Restaurant, das sich langsam auf einem Turm dreht, genießt sie fasziniert die Aussicht auf Liverpool. Sie erkennt den Hafen und die Docks, die ihr Herz höher schlagen lassen. Die breite Allee zwischen den beiden Kathedralen liebt sie aber am meisten an dieser Industriemetropole, über die man im Ausland nur bei Gewaltausbrüchen berichtet.

Ganz im Süden steht streng nüchtern, aus rosarotem Sandstein gebaut, die großartige anglikanische Kathedrale, mit ihren prachtvollen gotischen Bögen. Im äußersten Norden steht – wie ein riesenhaftes Indianerzelt aus Glas und Beton – die katholische Kathedrale, deren Turmfenster einen Regenbogen von Licht über die Stadt werfen.

Die Allee, die beide Kathedralen verbindet, heißt „Allee der Hoffnung“.

„Hoffnung – für morgen oder übermorgen?“ fragt sich Irène Laure, wenn sie die ehemals wohlhabenden Straßen sieht, die nun verkommen; wenn sie die jungen Arbeitslosen sieht, die auf den Bürgersteigen streunen; wenn sie im Reiseführer vor Überfällen gewarnt wird.

„Hoffnung – für heute“, sagt sich Irène Laure, als sie Mitglieder des Stadtrates trifft, Verantwortliche des Hafens, junge Männer, die ein Heim für Afrikaner leiten, und junge Leute, die sich für die Dritte Welt einsetzen.

Liverpool schenkt Irène Laure auch ein Wiedersehen mit der Vergangenheit. Sie entdeckt, daß die Ordensschwester, die sie durch die Christ-König-Kathedrale führt, gemeinsam mit Geneviève Anthonioz-de Gaulle im Konzentrationslager war. Sie erzählt ihr von der Pilgerfahrt der deutschen Bergleute zum Mont Valérien. Die Ordensschwester weint.

Ein anderer Rückblick: Der französische Konsul war in den fünfziger Jahren auf Posten in Rio de Janeiro und hat Louis bei seinen abenteuerlichen Anfängen in Brasilien Beistand geleistet!

In allen Gesprächen dieser Tage hat Irène Laure ein Anliegen: Sie empfindet die Lage Europas im Jahre 1983 als ebenso bedeutsam und ernst wie die der Nachkriegsjahre. England zu besuchen beruht auf dem Wunsch, die Grundlagen der europäischen Einigkeit zu stärken. Es ist ihre dritte Reise über den Ärmelkanal in achtzehn Monaten.

„Fehlt uns nicht das Wichtigste, wenn wir Europa schaffen wollen – und Europa schließt England selbstverständlich ein: Aufrichtigkeit und Offenheit zwischen den Völkern, und das nicht nur auf politischer Ebene?“

Durch einen jener „Zufälle“, die Irène Laure schon wohlbekannt sind, erfährt sie eines Morgens, daß drei Autostunden entfernt in einer kleinen walisischen Stadt ein Nachmittagskaffee organisiert wird. Dort soll gesammelt werden für die Finanzierung eines Filmes über ihr Leben und ihren Beitrag für die deutsch-französische Versöhnung. Sie zögert keinen Augenblick – in einem Wagen geht es auf nach Wales. Die Organisatoren des Nachmittags sind nicht wenig erstaunt, als der Gegenstand ihrer Bemühung plötzlich in eigener Person dasteht.

„Heute abend haben wir einen Aspekt Europas entdeckt, den uns die Zeitungen und die Politiker nie vermitteln“, sagt zum Schluß eine Waliserin, Abgeordnete im Europa-Parlament – sie muß vergessen haben, daß sie selber Politikerin ist!

Für Irène Laure ist Europa nicht eine Angelegenheit der Politik, sondern der Werte und der Übereinkunft. Muß man nicht auf das Wertvollste im angelsächsischen Menschen setzen, wenn es um eine so wichtige Sache geht?

Humorvoll meint sie: „Wenn der britische Löwe zufaßt, läßt er nicht locker, bevor der Sieg errungen ist!“

Frühling

Auf der Straße taucht ein Schild auf: Ravensbrück. Vierzig Jahre danach empfindet sie noch all das Leid.

„Nein, du verrätst diejenigen nicht, die hier sterben mußten. Sie starben, damit das Leben weitergehen konnte. Wir vergessen nicht. Wir wollen vergeben, denn Haß erzeugt immer Krieg.“

Wieder einmal ist Irène Laure unterwegs. Zu Hause blüht schon der Mohn. Hier in Deutschland beginnt für sie ein neuer Frühling. Steht man im fünfundachtzigsten Lebensjahr, ist es nicht einfach, wegzureisen und sich aus Claudes liebevoller Fürsorge zu lösen. Aber Irène Laure akzeptiert keinen Ruhestand, wenn es sich um die Welt ihrer Nachkommen handelt.

Im Rhein spiegelt die Sonne. Das Wasser schlägt gegen die Kähne. Die Straße führt am Drachenfels entlang durch das reizende Städtchen Rhöndorf bis zum Hang, wo die Rosen blühen. Fast scheint es, als sei Konrad Adenauer noch da auf der Terrasse, um seine kostbaren Rosen zu pflegen. Aber heute ist sein Haus ein Museum, das Hunderte von Menschen besichtigen.

Irène Laure kommt nicht wie eine Besucherin, sondern wie eine Tochter des Hauses, von Anneliese Poppinga mit offenen Armen empfangen.

Frau Dr. Poppinga war Konrad Adenauers Sekretärin während vieler Jahre und lange genug, um zu wissen, wie dankbar er der französischen Widerstandskämpferin war,

die die Mauer aus Haß zwischen Frankreich und Deutschland abgerissen hatte.

Im Speisezimmer der Kanzlerfamilie, umgeben von gepflegten Möbeln, werden bei einer Tasse Kaffee Erinnerungen ausgetauscht. Hinter der Absperrkordel – es ist ja ein Museum – ziehen die Besucher vorbei. Neugierige Blicke fallen auf die fröhliche Runde am Tisch. Nebenan hört man die Stimme der jungen Frau, die die Führung macht.

Adenauer, Robert Schuman, Jean Monnet – Ereignisse werden wach, während man durch die Fenster Schulklassen beobachten kann, die durch den Rosengarten gehen.

Dann steht eine Gruppe junger Bundeswehrsoldaten draußen. Anneliese Poppinga reagiert spontan – sie öffnet die große Glastür weit und stellt ihren Gast vor.

Überrascht sucht Irène Laure nach den richtigen Worten. Sie braucht sich nicht zu sorgen. Es genügen zwei Sätze: über die rebellische Tochter, die sie war, und: „Ich liebe junge Draufgänger, wie mein Sohn einer war!“ Der Kontakt ist hergestellt. Die Soldaten sind fasziniert.

Einer verabschiedet sich im Namen aller: „Wissen Sie, Madame“, sagt er in tadellosem Französisch, „wir sind nicht Soldaten für den Krieg, wir sind Soldaten für den Frieden.“

Sie wird in Berlin empfangen, zum achten oder neunten Mal, in einem Berlin, das jetzt eine gewisse Üppigkeit zur Schau trägt.

Auf einem Hügel im Grunewald jagen sich Kinder nach der Schule. Die Bäume auf diesem Hügel sind keine vierzig Jahre alt. Daß ihre Wurzeln in Millionen Kubikmetern von Schutt und Trümmern wachsen, die Berliner Frauen – ihre Großmütter – mit nackten Händen zusammengeräumt haben, das wissen die Kinder nicht.

Heute ist die Not eine andere. Häuser sind besetzt; Polizeiwagen fahren mit Sirenengeheul.

Wilde Auswüchse treibt der Konsumverbrauch.

Der Blumenstrauß an der Mauer erinnert an die Toten.

Die Lebensnot junger Menschen zeigt sich an ihrem ausgefallenen Äußeren, in fast täglichen Demonstrationen.

Für türkische Einwanderer gibt es hier und in ihrem Heimatland keine Arbeit. Ohne sie zu treffen, wird Irène Laure Berlin nicht verlassen.

Man arrangiert ein Picknick auf der Pfaueninsel mit fünfzig Jugendlichen der türkischen Schule. Die Mädchen bieten Reisbällchen und Aubergine-Krapfen an. Sehen sie in einem Augenblick ganz westlich aus, so ziehen sie in der nächsten Minute den traditionellen Schleier über die Stirne. Ein Himmel, der zwischen Sonne und Regen wechselt, spannt sich über alle. Frischer Wind schlägt Wellen auf dem See.

Ein kriegsversehrter Berliner Lehrer und ein türkischer Dolmetscher übersetzen Irène Laures Antworten auf die Fragen der jungen Menschen, die ihr so ohne Richtung und Ziel scheinen. Sie spricht zu ihnen, als seien sie ihre Enkel. Plötzlich sind die Regenschauer vergessen.

„Ich habe noch nichts in meinem Leben bereut, aber heute bedauere ich, nicht so alt zu sein wie ihr. Welch wunderbare Aufgaben warten auf euch! Ich habe keine Angst vor der Zukunft, ich freue mich darauf.“

Zurück in „La Sarine“, zieht sie ihre Schürze und den geblühten Gartenhut an.

„Urgroßmutter, erzählst du uns etwas?“

„Ja, wie du klein warst!“

Das sind Bitten, auf die man antworten muß, selbst wenn man vorgehabt hatte, das Unkraut zu jäten.

Wie überall sind auch in La Ciotat die Geschichten der Urgroßmutter schön.

„Als ich ein kleines Mädchen war, so groß wie drei Äpfel,

hatte ich einen Lockenkopf, mit besonders gedrehten Locken an den Seiten – schrecklich!“

„Oh“, sagen die Kinder und schauen auf das weiße Haar, das fest nach hinten gekämmt ist.

„Ich träumte von der Welt, einer neuen Welt.“

Jeff, der gute Hund, bellt auf – er kennt die Geschichte schon. Er träumt von einer Welt ohne Zecken.

Irène Laure erzählt von den Sommern in Chamonix, den beiden Pferden Pompon und Bibi, auf denen sie mit ihrer Schwester ritt, von den Süßigkeiten der Köchin und den Socken ihres Vaters. Sie erzählt vom Krieg – sowenig wie möglich – und dann... (aber das ergäbe gleich ein ganzes Buch!)

Cécile seufzt tief auf:

„Hört deine Geschichte gut auf?“

„Wißt ihr“, überlegt sie laut, „manchmal kann ich kaum glauben, daß ich das alles erlebt habe.“

Die hellen kleinen Gesichter sind sehr nah. Gilles, der Jüngste, schmiegt sich an ihren Rock.

„Urgroßmutter, warum hast du so viel getan?“

Sollte sie ihnen „für euch“ antworten...

„Seht ihr, ich konnte nicht anders.“

Und ihre Augen leuchten dabei.

Der Sieg der Liebe über den Haß ist die Urfahrung ihres Lebens – bis heute. Irène Laure hat den Haß in sich selbst überwunden und daraus die Kraft geschöpft, um für Frieden und Versöhnung einzutreten. 1898 geboren, gehörte sie der französischen Résistance an und hat gegen die Deutschen gekämpft. Als Sozialistin und Marxistin wandte sie sich gegen Not, Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Nach dem Krieg erlebte sie ihre große „Bekehrung“ zur Liebe. Sie wurde zur Vorkämpferin für die Versöhnung von Franzosen und Deutschen. Seither ist Irène Laure eine Botschafterin der Liebe. In ihr verkörpert sich die Hoffnung auf den Sieg des Guten. Deshalb ist dieses Buch mehr als nur die Geschichte einer großen und faszinierenden Frau: es ist die Vision der Menschlichkeit in einer zerrissenen Welt.

Jacqueline Piguet, geb. 1929, lebt in Lausanne und ist Journalistin, Übersetzerin und freie Schriftstellerin. Sie kennt Irène Laure seit 1953 und hat ihre ungewöhnliche Lebensgeschichte als Vermächtnis an die nachfolgenden Generationen verfaßt.